Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 2. Juni. Nr. 22

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Pfingsten. Von Schneider. — Chamberlains Kant. II. Von Professor Dr. W. Nestle. — Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein. I. Religion. Von Baars. — Umdeutungen und Neubildung christlicher Vorstellungen und Gefühle in der neuen Dichtung. I. Von Karl Röttger. — Jesus auf der Bühne. Von O. Beeck. — Aus Kindermund. Von Sophie von Adelung. — Vom Büchertisch.

Pfingsten.

Ev. Joh. 14, 23.

„Wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen". Diese Verheißung des Herrn hat sich am ersten Pfingsttage herrlich erfüllt, und erfüllt sich immer wieder, wo Menschen ihre Herzen dem Göttlichen öffnen, wo Männer und Frauen ihre Kraft in den Dienst Gottes stellen. Auch in unseren Tagen. Gott hat uns nicht verlassen; seines Geistes Hauch und Kraft spüren wir da und dort; Gott sei Dank. Aber unsere Sehnsucht geht weiter. Wir möchten einen großen Pfingsttag, da viele, viele von dem Wehen des heiligen Geistes erfaßt werden, anbrechen sehen.

Aber der Geist weht, wo er will; seine Stunde läßt sich nicht erzwingen. Wenn sie da ist, ergreift er den Menschen plötzlich; aber ihn zwingen wollen! Wir müssen warten können; wie die Freunde Jesu im Jerusalem, so laßt uns warten auf das Brausen vom Himmel her, auf die Flammen des heiligen Geistes. Flammen müssen es sein, die das Getrennte zusammenschweißen, die der Suchenden und Irrenden Nacht erhellen.

Denn es ist eine große Not da. Die Glieder des Volkes und der Kirche sind nicht einig, nicht ein Herz und eine Seele wie die Gemeinde in Jerusalem; in Streit und Lieblosigkeit stehen die Brüder des Hauses sich gegenüber, einander richtend, verurteilend, das Heimatsrecht einander absprechend. Wohl hört man da und dort eine Stimme, die zur Verträglichkeit mahnt, wohl sieht man da und dort Herzen, die vom Gottesgeist des Friedens und der Liebe geleitet einander Eintracht geloben; aber, wo bleiben die andern; wie lange bleibt der Friedensbund in Kraft? Sollen wir dreinfahren mit Schelten, sollen wir mit schwachen, kleinen Mitteln versuchen, zu kitten und zu heften, sollen wir drängen und quälen, daß die Stunde der Einigkeit im Geiste doch kommen möge? Warten müssen wir lernen; warten und beten! Der heilige Geist wird schon kommen mit den Feuerflammen der Liebe, vielleicht auch des Leides und der Not. Die werden uns dann zusammenschweißen, schneller und fester als es vorher alle Tagungen der Synodalen und Kirchenbehörden vermocht haben. Dann werden auch die ihren Meister finden, die heute noch nach einem Führer zur Erkenntnis der Wahrheit suchen. Es ist ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit, dieses Dürsten nach Wahrheit, der Hunger nach Erkenntnis. Es gibt wieder Menschen, erwachsene Männer und Frauen, die noch lernen möchten. Aber in welcher Schule? In der alten? Die ist zu bekannt mit ihren Bildern von Bethlehem und Golgotha, mit ihren Lehren von Sünde und Gnade, mit ihrem Meister und Führer. Nein, eine neue Schule öffne ihre Pforte! Ein Neues muß kommen! Freilich, aber ihr macht es nicht; ein Gewordenes, aus dem Alten Gewachsenes muß das Neue sein, oder es wird nicht sein. Was Gottes Geist in Jahrtausenden als Erzieher des Menschengeschlechtes geschaffen hat, das ersetzt ihr nicht durch das Augenblickswerk eures Verstandes; nennt es Monismus, ethische Kultur, Diesseitsreligion, gebt ihm einen Namen, welchen ihr wollt, es bleibt Lehrlingsarbeit und wird kein Meisterstück werden, bis ihr es nach den Gesetzen des Geistes formt, der die Menschheit zur Wahrheit leitet. Aber wie gewinnen wir diese suchenden Menschen, das ist die Frage, die jedem treuen Christen auf dem Herzen liegt, wie gewinnen wir sie für den Glauben an den durch Jesus geoffenbarten Vater im Himmel? Auf neuen Bahnen! mit neugeprägten Worten! durch Eingehen auf ihre Fragen! durch Teilnahme an ihren Sorgen! Da und dort öffnen sich Gemeindesäle für den Gedankenaustausch über religiöse Fragen; da und dort versucht man auf den Kanzeln die Lösung der Probleme, welche dem modernen Menschen zu schaffen machen; da und dort finden Schriften über die christliche Religion den Weg auf den Arbeitstisch des Gelehrten und in den Spind des Arbeiters. Aber wo bleibt der Erfolg all' dieser Arbeit? Wo sind die Scharen, die gewonnen werden? Da werden viele ungeduldig, nervös, wollen einen Pfingsttag erzwingen durch noch gesteigertere Mittel, durch noch modernere Predigtweise; andere werden müde und verzweifeln. Warten müssen wir lernen; warten und beten, bis die Stunde des heiligen Geistes gekommen ist, bis er mit seinen Feuerflammen die Nacht der Suchenden erhellt und Zeugnis gibt von der Wahrheit der christlichen Lehre und Predigt. Dann haben sie den rechten Lehrmeister gefunden, dann werden sie kommen, alle, die mit ehrlichem Herzen suchten, zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Aber bis dahin warten heißt nicht bis dahin untätig träumen. Es ist das Warten des Landmannes, der erst, wenn er das Seine getan hat, den Pflug geführt und die Körner geworfen, geduldig wartet auf den Früh- und Spatregen. Lasset uns auch das Unserige tun, um den großen Pfingsttag unseres Volkes vorzubereiten, ihn, so viel an uns liegt, heraufzuführen. Durch ein tätiges Christentum, dessen Kraft aus der Liebe zu Jesus fließt, wird dem heiligen Geist der Weg bereitet. Jene Suchenden haben ja oft nicht ganz unrecht, wenn sie die Wahrheit überall suchen, nur nicht bei dem Glauben und der Lehre, deren Träger wir sein sollen. Denn da spüren sie gar oft nicht das Wehen

des heiligen Geistes, sondern die Herrschaft anderer Mächte, der Engherzigkeit, der Bevormundung, der Selbstsucht und des Unfriedens. Darum werdet rechte Christen, dann wird nach der Verheißung des Herrn der heilige Geist nicht fernbleiben. Taucht eure Herzen in Jesu Liebe, in Jesu Geist, dann habt ihr Gottes Geist, heiligen Geist in euch. Und ist der große Pfingsttag für unser ganzes Volk auch noch nicht angebrochen, die Strahlen der aufgehenden Geistessonne leuchten euch doch schon in die Augen und in die Herzen. Denn ihr steht auf der Höhe. Ihr seid selber Lichtstrahlen, auf deren Bahnen der neue große Pfingsttag heraufziehen wird. Amen.

Gengenbach. Schneider.

Chamberlains Kant. II.

Houston Stewart Chamberlain, Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. München, Bruckmann 1905. XII und 786 S. *M.* 10.

In den Grundlagen (917) definiert Ch. Metaphysik als „die Besinnung über die von der Erfahrung gelieferten Tatsachen und ihre Verknüpfung zu einer bestimmten Weltanschauung". Kant fragt: „wie ist Erfahrung möglich?" und er leitet sie aus zwei Quellen ab: Anschauen und Denken. Die bloße Anschauung würde uns nichts weiter als ein ordnungsloses Chaos von Erscheinungen geben, das bloße Denken aber wäre von sich aus nicht imstande, auch nur eine einzige dieser Erscheinungen vorzustellen. „Gedanken ohne Inhalt sind leer; Anschauungen ohne Begriffe sind blind" (197). Dieser Satz Kants bildet das Grundmotiv, das in der großartigen Symphonie dieses Buches immer wieder an unser Ohr klingt. Freilich entwachsen diese beiden Tätigkeiten, die sinnliche und die geistige, einer gemeinsamen Wurzel, und sind nie völlig zu trennen: „alles Denken wurzelt im Anschauen und kein Anschauen kann ohne Gedankenverbindungen statthaben" (312). Aber bei den einen Menschen wiegt mehr das Anschauen, bei den andern das Denken vor, so daß Ch. zwischen „Weltanschauern" und „Denkern" unterscheidet. Ja er gelangt durch eine weitere Unterscheidung von Schauen und Denken je nach innen oder außen, d. h. nach dem Ich oder der Welt, zu einer förmlichen Tafel der möglichen Weltanschauungen und einer vollständigen Klassifizierung der (indogermanischen) Denker. Hier mag es uns genügen, die Hauptunterscheidung festzuhalten und zunächst ihre Anwendung auf Goethe und Kant ins Auge zu fassen. Goethe ist der Mann des Anschauens, Kant der Mann des Denkens; jener lebt in der Welt des Auges, dieser in der Welt der Ideen. Goethes Blick umfaßt die ganze Welt, Natur und Kunst; Kant schließt das Auge, hat keinerlei ästhetische Bedürfnisse und ist auch kein naturwissenschaftlicher Sammler und Experimentator. Dem Dichter blieb der Geist der mathematischen Abstraktion immer verschlossen; der Philosoph ist hier in seinem Element. So erscheinen beide zunächst als völlige Antipoden. Und doch deckt uns Ch. wieder eine nahe Verwandtschaft zwischen ihnen auf: Kants Denken ist anschaulich und Goethes Anschauen führt zu Ideen. Kant baut sich auf Grund einer ausgebreiteten Lektüre vermöge seines phänomenalen Gedächtnisses und der ungemein starken Anschauungskraft seines Vorstellens eine innere Welt auf, die die weitesten Gebiete (Geographie, Physik, Chemie, Politik, Kriegswesen) umfaßt und die stets vor seinem geistigen Auge steht. Er kennt sich in italienischen Städten, die er nie wie Goethe das Glück hatte zu betreten, aufs genaueste aus und, ohne je in einem Laboratorium tätig gewesen zu sein, setzt er Fachmänner durch seine Kenntnis der Physik und Chemie in Erstaunen. So gelangt er von der inneren, Goethe von der äußeren Anschauung zu Ideen. In einem Exkurs über die Metamorphose der Pflanze wird dann in Anknüpfung an das bekannte Gespräch Goethes mit Schiller gezeigt, wie Erfahrung und Ideen sich berühren: Goethe hält seine hypothetische Urpflanze für eine Erfahrung, die er sogar mit Augen zu sehen glaubt; Schiller erklärt sie für eine Idee. Beide haben

in gewissem Sinne recht, da sie das Problem eben da anfaßten, wo Anschauung und Idee in einander übergehen, wie Kant sagt: „So fängt denn alle menschliche Erkenntnis mit Anschauung an, geht von da zu Begriffen und endigt mit Ideen."

An dem Vergleich Leonardo da Vincis mit Kant einerseits, mit Goethe andererseits lernen wir den Gegensatz von Begriff und Anschauung kennen. Als Künstler ist er wie Goethe ein Mann des Auges, das er „das Fenster der Seele" nennt, und erscheint zunächst wie der polare Gegensatz zu Kant. Dabei erkennt er aber die Kunst Goethes, die Poesie, kaum mehr als Kunst an: Der Dichter steht nach seiner Meinung in Beziehung auf die Darstellung der Körperwelt dem Maler, in Beziehung auf die Darstellung des Unsichtbaren dem Musiker nach. Umgekehrt ist Leonardo als Naturforscher, der z. B. die Lehre vom Blutkreislauf und die kopernikanische Weltanschauung ihren Entdeckern vorweggenommen hat, strengster Empirist, der nur die Sinneseindrücke gelten läßt und nichts von Ideen wissen will. Im Gegensatz zu Goethe und in Übereinstimmung mit Kant schätzt er die Mathematik aufs höchste und erkennt „in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft an, als Mathematik drin ist." Ein Exkurs über die physikalische Optik nach Helmholtz und Goethes Farbenlehre weist nun aber die Einseitigkeit, ja im gewissen Sinn die Selbsttäuschung dieser mathematisch-exakten Methode, die ohne Ideen auskommen zu können glaubt, nach. Sie sieht sich in Wirklichkeit auf Schritt und Tritt zu Abstraktionen genötigt, die alle Anschauung vernichten (z. B. das „hypothetische Medium" des Äthers und die „Kräfte" der Physik). Ohne solche schematische und schöpferische Scheinbilder kann die Naturwissenschaft nirgends auskommen. Gegenüber der mathematischen Optik beruht Goethes Farbenlehre ganz auf genauer Beobachtung unserer Gesichtswahrnehmungen; und in der Überzeugung, daß alle unsere sogenannte Naturerklärung, wo sie über Naturbeschreibung hinausgeht, nichts als Anthropomorphismus ist, bekennt Ch. seinen Glauben an die Notwendigkeit einer kausalitätslosen künstlerischen Betrachtung der Natur neben der mathematischen. Kant nun erscheint als der Vermittler zwischen der analytisch-mathematischen und der künstlerisch intuitiven Betrachtungsweise der Natur, zwischen der Art Leonardos und Goethes: setzt sich Leonardo allzurasch über das Phaenomen des Menschengeistes hinweg, so nimmt es Goethe mit der mechanistischen Betrachtung der Natur nicht genau genug. Kant vereinigt beides: Dies ist der Sinn des Wortes vom „bestirnten Himmel über mir und moralischen Gesetz in mir"*) und des Satzes „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen" (166).

Descartes' auszeichnende Gabe ist es, „das Sichtbare unsichtbar und das Unsichtbare sichtbar zu machen" (196). Das Sichtbare unsichtbar: wenn er z. B. als Erfinder der analytischen Geometrie die Methode gezeigt hat, Kurven in arithmetische Größen aufzulösen, indem er die Linie als Mittelglied zwischen Gestalt und Zahl aufstellte, oder wenn er die gewöhnlich nach Newton benannten Bewegungsgesetze schon vor diesem fand, welche die sinnlich wahrgenommene Bewegung der Körper in eine mathematische Formel bannen; und umgekehrt das Unsichtbare sichtbar: z. B. durch die hypothetische Aufstellung des sinnlich nicht wahrnehmbaren, aber vom Verstand geforderten Äthers zur Erklärung des Lichts. Denn nicht das vielzitierte „Cogito, ergo sum" („Ich denke, also bin ich"), ja überhaupt nicht die Philosophie steht im Mittelpunkt seiner Tätigkeit, sondern er ist in erster Linie Naturforscher, er will „einige Fenster öffnen" und Licht hereinlassen. Jener Satz, neben den man den andern halten muß: „Mein Dasein folgere ich nicht aus einem Syllogismus, sondern ich erblicke es", bedeutet für ihn nur

*) „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

eine Grenzwahrnehmung: hier kehrt sein Skeptizismus um und wird sein Denken positiv. Auch die Mathematik ist ihm keineswegs „Ursprung und Quelle aller Wahrheiten", sondern nur die Vermittlerin zwischen Anschauen und Denken, zwischen Sinnlichkeit und Verstand. Insofern als er bei seinen auf die Erweiterung des menschlichen Wissens gerichteten Bestrebungen auch die Grenzen der menschlichen Erkenntnis untersuchte, als er an Stelle der bloßen Logik die Anschauung in die Philosophie einführte und ihm die Durchdringung von Anschauung und Denken die Quelle aller Erkenntnis ist, ist er ein Vorläufer Kants, wie denn auch der Ausdruck „reine Vernunft" sich mehrfach bei ihm nachweisen läßt. Denn nach Kant beweist die Vernunft ihr vornehmstes Geschäft darin, Sinneswelt und Verstandeswelt von einander zu unterscheiden." „Die Sache der Sinne ist anzuschauen, die des Verstandes zu denken."

Der folgende Vortrag über Giordano Bruno führt uns in das Zentrum der Philosophie Kants und Chamberlains. Denn hier handelt es sich um den Gegensatz von Kritik und Dogmatismus. Bruno figuriert als Vertreter aller dogmatischen, d. h. die Grenzen der menschlichen Erkenntnis nicht untersuchenden und diese mit Behauptungen über jenseits der Erfahrung liegende Dinge überspringenden Philosophie. Zu dieser Gattung gehören außer Kant und Plato (in gewissem Sinne auch Descartes und den grundsätzlichen Skeptikern) alle anderen Philosophen alter und neuer Zeit. Sie sind samt und sonders „Träumer" und die Geschichte der (dogmatischen) Philosophie ist lediglich eine Geschichte menschlicher Träume, die auf Phantasie beruhen. Statt „Traum" sagt Ch. auch gerne „Mythus" und der „Urmythus" besteht in der Gleichsetzung von Denken und Sein, in dem Glauben, daß den Ergebnissen unseres Denkens eine objektive Welt entspreche. Nun beruht aber auch der Mythus auf Anschauen und Denken. Je nachdem daher das Angeschaute, die Welt, oder aber das Gedachte, das Ich, den Vorrang in der Philosophie bekommt, gelangt man entweder zu einer künstlerischen Weltanschauung wie die Griechen oder zum Solipsismus wie die Inder. In dem nach diesen Gesichtspunkten orientierten Exkurs über die Geschichte der Philosophie sieht Ch. bei den Griechen die verhängnisvolle Wendung im Auftreten des Sokrates, mit dem sich ihr Denken von der Natur und damit der Anschauung ab- und der rein logischen Konstruktion zukehrt. Sein Fortsetzer und Vollender war nicht Plato sondern Aristoteles, der Vater des „scholastischen" Denkens. In der schon erwähnten „Tafel der Weltanschauungen", deren geistreiche Herleitung man in dem Buche selbst nachlesen mag, unterscheidet Ch. vier Arten von Weltanschauungen: den Monismus (Allbeseeltheit), der auf dem Denken nach innen beruht, den Dualismus (Gott und Welt, Leib und Seele), zu dem das Denken nach außen führt; den Atomismus (Mechanismus), der aus dem Schauen nach innen hervorgeht, und den Organizismus (Dynamismus), der das Ergebnis des Schauens nach außen ist. Bruno gehört selbstverständlich zu den Monisten oder Pantheisten. Seine Weltanschauung ist „betrübend einfach" und völlig von dem Gedanken der Alleinheit beherrscht. „Gott, Welt, Ich ist nur eine Art Pulsation innerhalb des Alleinen". Diese Alleinslehre ist aufs engste verwandt mit dem indischen Denken und ist im Grunde Mystik, wie denn Bruno auch ein Verteidiger der Magie war und trotz seiner Philosophie nichts weniger als religiös tolerant, z. B. gegenüber der Reformation. Mystik aber hat ihren Platz in der Religion, für die Philosophie ist sie Gift (371). Eine derartige spekulative Philosophie ist der direkte Gegensatz zu Kants Kritizismus. Was er reinlich scheidet, Gott und Welt, Verstand und Sinnlichkeit, wird hier vermengt. Kant erst beseitigte ein für allemal den Urmythus von der Identität des Denkens und Seins, er erst hat der Menschheit ihr eigenes Mythenbilden zum Bewußtsein gebracht und den Schöpfergott Nus-Jahveh für immer gestürzt. Das negative Ergebnis seiner Erkenntnistheorie bedeutet die Vernichtung aller religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Dogmen. Die ganze nachkantische Philosophie, die schon zu seinen Lebzeiten mit Fichte wieder in dogmatische Bahnen einlenkte, war ein Irrweg.

Auf den Antipoden folgt der einzige mit Kant geistesverwandte Denker, den die Geschichte der Philosophie aufzuweisen hat, Plato. Trotz aller Verschiedenheiten beider Männer sind sie im Grunde doch kongenial: auch Kant ist der Enthusiasmus nicht fremd, von dem Plato das Beste erwartet: beiden ist die Richtung auf das Praktische, die Ethik, gemeinsam, beide führen das Schauen als Methode des Wissens und „die innere Umwendung" (d. h. die Wendung des Blickes nach innen auf das Ich und dessen Fähigkeit zu erkennen) als Bedingung des Wissens ein. Aber gerade die bildlich anschauliche Ausdrucksweise Platons — der wahre Weise ist nach ihm „schaulustig nach der Wahrheit" — hat nun, wie Ch. mit Natorp*) überzeugt ist, zu einem Mißverständnis geführt, das bis auf die neueste Zeit hauptsächlich durch die Schuld des Aristoteles den Weg zur richtigen Erkenntnis und Schätzung der Platonischen Philosophie völlig versperrt hat. Dieses bestand darin, daß man die „Ideen" Platos als hypostasierte wirkliche Wesen auffaßte, die den Einzeldingen erst wahres Sein verleihen. In Wahrheit aber sind sie nichts anderes als Gedankendinge, Begriffe. Idee ist „erkennendes Sehen" (437). Idee ist alles, wodurch in die Vielheit der Erscheinungen Einheit gebracht wird. Das Vermögen, Ideen zu bilden, ist nichts anderes als das Vermögen zu wissen. Wenn Plato sagt, die Dinge entstehen durch „Teilnahme" an den Ideen, so heißt dies einfach: sie entstehen als Erscheinungen in unserem Verstand. Die Lehre von der Erinnerung an die Ideen, an ihr Schauen in einem früheren Dasein, ist lediglich eine Allegorie. Die allumfassende Idee des Guten ist „der Zweckbegriff in Gedankengestalt". Wissenschaft ist „gestaltetes Wissen". Auch schon bei Plato sind Raum, Zeit und alle Naturgesetze nichts anderes als Ideen, die die Vielheit der Erscheinungen zur Einheit verknüpfen. Die Achillesferse der Platonischen Philosophie ist nun freilich die Unterschätzung des Sichtbaren, und geradezu ein Irrtum Platos ist es, wenn er meint, nicht die sinnliche Wahrnehmung, sondern das Denken lehre uns das Sein (das Beharrende) im Gegensatz zum Werden kennen (524, 527 f.).

Einerseits dieser Irrtum Platos, andererseits dessen richtige Erkenntnis, daß alles, was lebt, Tiere und Pflanzen, eine Einheit bilden gegenüber dem Nichtlebenden (Anorganischen), während Aristoteles in der Pflanze einen Übergang vom Nichtlebenden zum Lebenden zu erkennen wähnte (474), veranlaßt Ch. an die Erörterung seiner Gedankenwelt einen Exkurs über das Wesen des Lebens anzuschließen, der vielleicht als der Höhe- und Glanzpunkt des ganzen Buches bezeichnet werden darf. Von der Antinomie von Sein und Werden ausgehend, definiert Ch. das Leben als Gestalt und stellt es als ein Drittes neben Kraft und Stoff, aus deren Addition es niemals entstehen kann (469). Nur die Gestalt bildet ein Ganzes, dessen Teile sich gegenseitig bedingen (484). „Der Gedanke der Zweckmäßigkeit ist nichts anderes als die Anschauung der Gestalt ins Begriffliche übertragen" (496, 525). Rein abstrakt reden wir von Stoff, Kraft, Leben. Die verstandesmäßige Auffassung der sinnlichen Erfahrung schreibt dem Stoff Trägheit, der Kraft Wandelbarkeit, dem Leben Zwecktätigkeit als Wesen zu. Drücken wir dieselbe Erkenntnis möglichst sinnenfällig aus, so sprechen wir beim Stoff von Masse, bei der Kraft von Bewegung, beim Leben von Gestalt; „die Wissenschaft aber statuiert ein Beharren der Masse, ein Beharren der Bewegung, ein Beharren der Gestalt" (498, 480). Es leuchtet sofort ein, daß sich Ch. mit dieser Grundanschauung in den schärfsten Gegensatz zu der heute von der Mehrzahl der Naturforscher geteilten evolutionistischen Auffassung, zur Entwicklungstheorie und vollends zum Monismus setzt: Ansichten, über die durch das

*) Paul Natorp, Platos Ideenlehre, eine Einführung in den Idealismus. 1903. — Übrigens wird Natorps Auffassung stark bestritten, z. B. von H. Gomperz im Archiv für Gesch. der Phil. 1905, Seite 441 ff.

ganze Buch zerstreut die abfälligsten, von leidenschaftlichstem Widerspruch getragenen Urteile gefällt werden. Vor allem beruht nach seiner Meinung der Glaube an die Möglichkeit reiner Empirie auf einer Täuschung: überall spielen auch bei der exakten Naturforschung die Ideen mit; ja sie gehen der Beobachtung voran (465). Sie können sogar inhaltlich falsch und doch methodisch fruchtbar sein (wofür in den „Grundlagen" 803 ein treffendes Beispiel gegeben wird). Der Fehler liegt darin, daß man einer Idee, die methodisch höchst brauchbar sein kann, Wirklichkeit zuschreibt. So ist die „Entwicklungslehre eine prächtige, vielverheißende, regulative Idee, geeignet wie wenige, ungezählte Tatsachen ans Licht zu fördern, die sich aber auf einmal als objektiven Tatbestand gibt, Gesetze erläßt, dogmatischen Wert beansprucht, Religionen stürzt und gründet und unsern Verstand dermaßen umnachtet, daß wir, ohne es auch nur zu bemerken, aller Logik und aller Anschauung Hohn sprechen" (637). Denn der Monist läßt nicht die Anschauung sondern einzig „das mathematische Phantom" gelten (170). In Wirklichkeit reicht zu einer Darstellung der Lebensphänomene Physik und Chemie niemals aus (471) und ein allmählicher Übergang vom Unorganischen zum Organischen ist ein Unding, ist „höhere Alchymie" (474 f.); denn diese Entstehung von Lebendigem aus Leblosem mit fortschreitender Vervollkommnung bedeutet geradezu eine fortgesetzte Erschaffung von Etwas aus Nichts (503). Aber nicht nur erkenntnistheoretisch geht Ch. der Entwickelungstheorie zu Leibe, sondern vor allem auch mit dem von der Natur gebotenen Anschauungsmaterial. Auch er „glaubt (mit Goethe) an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung" (520); auch er hält unbedingt fest an der mechanischen Deutung der Natur und bekämpft ausdrücklich die teleologische Naturbetrachtung (498) und die Theorien der Neovitalisten (471): „Materialismus, Mechanismus, als letzte Vollendung die Zurückführung aller Phänomene auf mathematisch formulierbare Gleichungen, hierin, meine ich, liegt das Wesen, die Berechtigung und die Methode unserer exakten Wissenschaft eingeschlossen" (471). Aber man muß sich stets bewußt bleiben, daß diese mechanische Deutung der Natur eine Methode, nicht eine Tatsache ist (492). Auch das Leben ist ihr unterworfen; aber das Charakteristische des Lebens im Unterschied von Kraft und Stoff ist, daß es bei diesen nur entweder Sein oder Werden gibt, während beim Leben Sein und Werden zugleich vorhanden ist: etwas Beharrendes, an dem etwas wechselt. Bewegung z. B. kann sich in Wärme verwandeln: das ist reines Werden. Ein Kristall ist vorhanden: das ist reines Sein. Wird er durch chemische Einwirkung aufgelöst, so ist er einfach nicht mehr. Da ist also nichts Beharrendes, an dem etwas geschieht: denn die „Substanz", die wir in Gedanken zu grunde legen, dichten wir hinzu. Sie ist ein Gedankending, nichts Anschaubares. Dagegen im Leben beharrt die Gestalt, an der sich das Werden vollzieht, und diese ist sinnlich wahrnehmbar, mit Augen zu erblicken (518, 524). Es ist nämlich nicht wahr, daß es „ganz einfache" Zellen gibt, d. h. eigentlich Organismen ohne Organe, sondern auch die kleinsten Infusorien sind durch neueste Forschungen als komplizierte Organismen erwiesen (484 ff.). Nur Organismen bringen wieder Organismen hervor. Ferner beweist die Zoologie ein geradezu erstaunliches Beharren der Grundformen. Der Schädel des Aktinodon Frossardi, „das vielleicht vor einer Milliarde Jahre in den Sümpfen der Steinkohlenzeitwälder lebte", zeigt dieselben Knochen, wie sie noch heute an jeder einzigen der nach vielen Tausenden zählenden Arten der Wirbeltiere zu sehen sind (522). Der Fuß eines Reptils der Primärzeit zeigt denselben Bau wie der einer heutigen Eidechse (523). In den untersten palaeozoischen Schichten, in denen überhaupt Versteinerungen gefunden werden, ist eine ebenso reiche und ebenso hochorganisierte Fauna vertreten, wie heute auf dem Boden des Ozeans (511). „Wirklich höchst einfach organisierte Wesen sind zur Stunde nur als Rückbildungen aus hochorganisierten infolge parasitärer Lebensweise (so weit man schließen darf) bekannt. In der

Natur geht also häufig das Komplizierte dem Einfachen voran; es ist nicht unmöglich, daß dies durchwegs der Fall sei" (510 ff.). Ohne also die „Umformung bestimmter Lebensgebilde" zu leugnen (519, 544), bestreitet Ch. aufs bestimmteste, daß sich in der Natur eine Entwickelung in evolutionistischem Sinn nachweisen lasse. Haeckels biogenetisches Grundgesetz (512, 2), die Lehre von den rudimentären Organen (500), von der gemeinschaftlichen Abstammung aller Organismen (528, 1), die Deszendenztheorie (514, 1), die Zuchtwahl usw., kurz der ganze Darwinismus und Haeckelianismus wird als „wissenschaftlicher Aberglaube" charakterisiert (515) und als „englische Krankheit" bespöttelt, die endlich zu überwinden höchste Zeit sei (514). Das Forschen nach den Endursachen ist eben nach Ch. überhaupt vom Übel; denn es überschreitet die Grenzen der Erfahrung und führt nicht zum Wissen, sondern zum Wähnen, (508, 510). Beides zu verwechseln, warnen uns Plato und Kant mit ihrer Unterscheidung von Anschauung und Denken, Sinnlichkeit und Verstand, und mit ihrer Beschränkung der Aufgabe der Philosophie darauf, nicht die letzten Ursachen der Dinge, sondern nur die letzten Beziehungen zwischen dem erkennenden Subjekt und zwischen dem betrachteten Objekt, zwischen dem Ich und der Welt, aufzusuchen (542, 618, 641). „Im Vielen das Eine erblicken: Dies ist das Werk der Idee; Menschsein heißt Ideen-bilden-können: dies ist (mit Plato zu reden) das Geschenk der Götter" (549).

Schöntal (Württemberg). Professor Dr. W. Nestle.

Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein.

Ein Glaubensbekenntnis.

I. Religion.

Wir leben in einer Zeit voller Widersprüche, einer Zeit des Gährens und Wogens, wohin wir blicken. Das kann ernste Menschen nachdenklich und traurig stimmen, muß kleine Geister verwirren. Aber auch der Tieferschauende, der wirklich Lebende fühlt in der eigenen Seele den Zwiespalt, der durch die Menschheit geht. Und er leidet oft darunter, um so mehr, je mehr er sich nach einer klaren, einheitlichen Weltanschauung sehnt. Die Unruhe erfaßt alle, die nicht blöde und gleichgültig ihre Tage dahinbringen, alle, die wissen, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt. Zeiten des Gährens sind ernste Zeiten, in denen Vieles und Viele zusammenbrechen. Aber sie sind auch der Geburtsschoß neuen, kräftigeren Lebens. Wir wollen deshalb nicht verzagen, sondern im Gegenteil darauf bauen, daß sich in all dem Widerstreit, all der Unklarheit das Nahen einer neuen Zeit, eine neue Entwickelungsform des rastlos aufwärts ringenden Lebens ankündigt. Vertrauen brauchen wir, großes, sieghaftes Vertrauen. Dann aber dürfen wir dem, was werden will, uns nicht entgegen stemmen, nicht halten wollen, was fallen will und muß, nicht trauern und klagen, sondern müssen Geduld haben und Glauben. — Religion ist die tiefste Lebensäußerung der Menschen, der Völker wie der Einzelnen. Sie hat sich stets als die eigentliche Kraftquelle in allen Zeiten neu erwachenden Lebens offenbart. Sie ist immer wieder reiner und mächtiger aus der Wirrnis hervorgegangen. Und gerade dann, wenn die Menschen meinten, ihre letzte Stunde habe geschlagen, wenn sie die Propheten d. h. die Zertrümmerer der formgewordenen, erstarrten „Religion" ans Kreuz oder auf die Scheiterhaufen brachten, wenn sie Wehe riefen und „Gotteslästerung" schrieen, war die Religion an der Arbeit, sich aus dem Grabe zu erheben, um bald darauf als auferstandenes Leben dem neuen Tag zu leuchten. Den Zeiten gesteigerter Religiosität ging immer die Zeit voraus, in der man laut jammernd über den Zerfall der Religion klagte.

Es ist unleugbar, daß Ungezählte, unter ihnen viele der Besten unseres Volkes, als Feinde der Religion erscheinen

und ebenso unleugbar, daß die meisten von ihnen sich für solche Feinde der Religion halten. Aber die Zeit liegt doch schon hinter uns, wo der Atheismus und Materialismus, wo Religionslosigkeit und Stoff und Kraft-Glaube das Zeichen der Bildung und Aufgeklärtheit waren. Das Suchen und Sehnen nach Gott, die Frage nach der Religion und ihrem Wesen ist überall neu erwacht, und wenn wir unvoreingenommen die heutige Literatur und die Reden, die Kunst und das Denken der Menschen befragen, so müssen wir zugeben: Auch der moderne Mensch ist wieder auf dem Wege zu Gott. Aber er sucht neue Wege. Gewiß, er gerät dabei auch auf Irrwege. Er meint das Ziel erreicht zu haben und ist doch noch weit davon entfernt. Kunst ist noch nicht Religion, aber sie ist ein Führer zu ihr. Erkenntnis ist noch nicht Religion, aber sie ist ein Befreier, ein Wegbereiter zu ihr hin, weil sie aufräumt mit vielem, was vielen ehrlichen Menschen den Weg zu ihr verbaut, ihr Wesen verhüllt hat. Fragen wir die modernen Propheten, die großen und die kleinen, die bedächtigen und die Stürmer und Dränger, was sie bewegt und treibt; ihr tiefstes eigenes Empfinden, wenn wir's belauschen, sagt uns: Religion.

Warum wollen wir denn bange werden und ängstlich oder zornig den Allzueifrigen in die Arme fallen, sie von uns stoßen, ihnen sagen: „Wir können euch nicht folgen, darum wollen wir auch keine Gemeinschaft mit euch haben?" Nicht nur Jesus, auch seine Jünger, seine Jünger zu allen Zeiten, soweit sie machtvolle, von seinem Geiste, Gottes Geiste erfüllte Persönlichkeiten waren, nicht nur Luther, Zwingli und Calvin, auch alle die echt protestantischen Männer und Frauen bis in die Gegenwart hinein waren Zertrümmerer des Alten, des Alten, das vielen wert und heilig war. Ein Kant, ein Nietzsche und zwischen ihnen beiden gar manche haben den Hammer geschwungen, ersterem danken wir, die wir uns Liberale nennen, alle, letzterem danken viele von uns, trotzdem wir manche seiner Werke und Meinungen ablehnen und sterben sehen, und preisen sie als Bahnbrecher einer neuen, besseren Zeit. Werden wir mit Nietzsche fertig, wandelt sich einstiges Entsetzen allmählich in Zustimmung und Dank, wollen wir dann fürchten, die kleineren Geister könnten dauernden Schaden anrichten? Haben nicht auch sie ein Werk zu verrichten? Gilt denn nicht auch ihnen gegenüber das große, glaubensstarke Wort: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen?" Das heißt nicht, daß wir nicht unsere Überzeugung gegen die ihre setzen, daß wir nicht kämpfen sollten für unsere Sache gegen die ihre. Das wäre Feigheit und ein Beweis nur gegen den Glauben an die Wahrheit und die Kraft unserer Anschauungen. Aber ich mag das Stirnrunzeln nicht, das Jammern über Ärgernisgeben und die Gefährlichkeit der augenblicklich noch Umjubelten, — ich möchte, daß ihr sagtet und dächtet wie ich: Laßt sie! Es wird sich ja bald zeigen, ob sie im Recht sind oder wir, ob wir den Sieg behalten oder sie. Wer weiß, vielleicht sind sie nur Vorboten eines Größeren, der mit Kühnheit und genialer Kraft unserer Zeit Erlöser und Führer wird. Lieber wollen wir uns darüber freuen, daß so manche, die bis dahin schliefen, plötzlich den Schlaf sich aus den Augen reiben und erwachen. Jetzt lauschen sie noch verwirrt und überrascht den Klängen, die sie weckten, bis sie merken, daß es noch reinere, machtvollere, befreiendere Harmonieen gibt, bis sie fühlen, daß auch anderswo, was sie bisher nicht ahnten, Töne erklingen, die lang verstummte Saiten in ihrem Innern rühren. Versuchen wir, zu zeigen, daß auch wir moderne Menschen sind, daß auch wir uns nicht fürchten vor dem Brausen der neuen Zeit, aber daß wir aus ihm nicht nur das Zerbrechen des Morschgewordenen, sondern die Sehnsucht der Seele nach ihrem Gott heraushören.

Ist Religion Urkraft göttlichen Lebens in der Menschenseele und haben wir Religion, so wissen wir auch, daß der Tag kommt, an dem Religion wieder lebendiger Besitz ist für Viele und die modernen Menschen Gott wieder mit Bewußtsein und Freude anbeten im Geist und in der

Wahrheit. Religion will wieder auferstehen! In welcher Gestalt, unter welchen Formen und Gottesvorstellungen? Wer kann das sagen? Aber daß sie werden will und von den Menschen, meist dunkel nur und in unbestimmtem Sehnen, gefühlt wird, darüber freue ich mich. Dafür danke ich meinem Gott. Denn ich habe aus solcher Erkenntnis wieder Mut und Glauben gewonnen. Darum schaue ich vorwärts, durch all das Gebrause, durch all das Hin- und Hergewoge, durch all die Kämpfe und all das Unklare, Jämmerliche, Kleinliche, Wunderliche, Lächerliche, Törichte, das Kräftige, Zertrümmernde und das Schwächliche, bloß Wichtigtuerische hindurch. Frühling ist nah. Schon lichtet sich der Horizont. Das Schlimmste haben wir hinter uns. Religion ist kein Wahn. Gott triumphiert. Darum grüße ich dich, du stürmisches, wunderliches Gähren und Wogen. Ich grüße dich als das Morgenrot besserer Tage. Es wird Wahrheit werden, wie's immer war und immer sein wird: „Neues Leben blüht aus den Ruinen." Darum, laß brausen, was da brausen, laß fallen, was da fallen will. Religion erwacht. Das Leben gewinnt den Sieg! Heil dem Leben!

Vegesack. Baars.

Umdeutungen und Neubildung christlicher Vorstellungen und Gefühle in der neuen Dichtung.

I.

Die religiöse Renaissance der Gegenwart kommt vielleicht am besten in der zeitgenössischen Dichtung zum Ausdruck. Ich hatte schon einmal — im „Neuen Magazin", Märzheft 1905 — Gelegenheit, dies zu beweisen. Ich veröffentlichte dort einen Aufsatz „Moderne Jesuslieder", in dem ich auf die interessanten Umdeutungen hinwies, die die Christusgestalt in der modernen Dichtung erfuhr. Der Aufsatz war als Anfang einer Artikelserie „Das religiöse Moment in der modernen Dichtung" gedacht. Auch Prof. Nippold erkennt in seinem schönen Buche „Das Christuslied des 19. Jahrhunderts" die Bedeutung dieser gegenwärtigen Jesusdichtung an (im letzten Kapitel). Sie ist nun keineswegs, wie mancher annehmen mag, in der zeitgenössischen Lyrik ein nebensächliches Moment, — im Gegenteil: im Schaffen mancher Dichter spielt die Auseinandersetzung mit dem Problem Jesus eine große Rolle. Besonders bei Dehmel, Benzmann, Boelitz u. a. Demnächst wird ein Buch „Moderne Jesuslieder" von mir erscheinen, das die Bedeutung dieser Dichterstimmen zum Jesus-Problem zeigen will. Es enthält eine religiöse und eine literarische Betrachtung und bringt am Schluß eine Zusammenstellung der wichtigsten und schönsten Jesusgedichte.

Jedenfalls hat sich, soweit ich bis jetzt sehe, kein irgendwie bedeutender Dichter dem Einfluß des Christentums entziehen können. Selbst Nietzsche nicht, der doch der größte Feind des Christentums genannt wird. Ich kenne Sprüche von ihm, so zart, so wundervoll, daß Jesus, — weilte er wieder unter uns, gerade ihnen die Sanktion erteilen würde. Der Philosoph des Übermenschen war in manchen Stücken mit Christus einiger als er es selbst wahr haben wollte oder wußte. Übrigens müßte erst noch festgestellt werden, gegen welches von den vielen Christentümern, die wir erlebten, er sich richtete. Wenigstens wird kein Zweifel darüber herrschen, daß das Christentum ebenfalls der Liebe zum „höheren" Menschen entsprang, — genau wie Nietzsches Lehre. Den „Gottlosen" hat Nietzsche sich genannt, und doch gehört er zu den wahrhaft Frommen. Ich will dabei von dem praktischen Wert seiner Philosophie ganz absehen, obschon heute immer mehr eingesehen wird, daß die Nietzsche-Forderungen im Prinzip ganz berechtigt sind. Verschiedene Essaiisten haben auch schon auf die Ähnlichkeiten hingewiesen, die verschiedene andere große Denker, z. B. Emerson, mit Nietzsche

haben. Aber davon wollte ich eigentlich nicht sprechen. Der Philosoph Nietzsche wird oft genug „behandelt". Hier möchte ich nur darauf hinweisen, daß seine Werke (besonders der „Zarathustra") auch manche religiöse Momente aufweisen. Nietzsche soll das Mitleiden verpönt haben. Ich frage: Wo? „Der Edle gebeut sich, nicht zu beschämen: Scham gebeut er sich vor allem Leidenden. Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden: zu sehr gebricht es ihnen an Scham. Muß ich mitleidig sein, so will ich's doch nicht heißen; und wenn ich's bin, dann gern aus der Ferne. . . . . Hast du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestätte, doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: so wirst du ihm am besten nützen. Und tut dir ein Freund Übles, so sprich: „ich vergebe dir, was du mir tatest; daß du es aber Dir tatest, — wie könnte ich das vergeben!" Diese Sprüche sind dem zweiten Teil des Zarathustra entnommen (Kap. 3: „Von den Mitleidigen"). Und nun möchte ich den sehen, der nicht zugeben kann, daß solche Sätze direkt auf das Christentum zurückgehen. Man lese im Zarathustra die Kapitel „Das Nachtlied", „Die stillste Stunde", „Vom Vorübergehen", um ähnliche schöne oder erhabene Sprüche zu finden.

Zu den „Gottlosen" unter den neueren Dichtern gehören auch Liliencron und Dehmel. Den Dichter Liliencron habe ich seiner Zeit, anläßlich seines 60. Geburtstages, in der „Schönheit" würdigen können. Eine religiöse Natur ist er nicht; wenigstens nicht in dem Sinne, wie man's gewöhnlich versteht. Im „Poggfred" tut er einmal den bezeichnenden Ausspruch: „Religion ist Furcht vorm Tode." Und doch hat er ein paar ganz wundervolle Jesuslieder geschrieben, die in meinem Buche enthalten sein werden. Dehmel dagegen, annoch einer der am meisten angefeindeten Dichter, hat die Religion als Kulturmacht erkannt. Und vor allem dem Einfluß des Christentums hat auch er sich nicht zu entziehen vermocht. Er hat eine ganze Reihe Jesuslieder geschrieben, die man in kirchlichen Kreisen noch nicht verstanden hat, und die deswegen geeignet waren, dort Anstoß zu erregen. Er faßt Jesus als Gesellschaftsreformator (aber beileibe nicht als politischen Agitator — wie es Sozialisten oft tun); zugleich sieht er in ihm eine gesteigerte Lebenserscheinung, — einen Künstler. Er sagt in dem Einleitungsessai zu den „Lebensblättern" von ihm, daß er „seine Lehre zu Parabeln dichtete und sein Leben zur Tragödie machte". Eindringlicher wie Dehmel es in dem Gedicht „Sehet, welch ein Wort!" getan hat, kann niemand die Gestalt des Heilandes schildern:

Ich sah eine Menschengestalt
mit Leidenszügen mannigfalt;
aber im Gruß der blassen Hand
und im Lichte der Augen stand:
nur selig!

Und das Gedicht „Weihnachtsglocken" beginnt mit diesen Strophen:

Weihnachtsglocken. Wieder, wieder
sänftigt und bestürmt ihr mich.
Kommt, o kommt, ihr hohen Lieder,
nehmt mich, überwältigt mich!

Daß ich in die Kniee fallen,
daß ich wieder Kind sein kann,
wie als Kind Herr Jesus lallen
und die Hände falten kann.

So hat ein Dichter, der in allen Tiefen der Menschheit zu Hause ist, sich demütig vor der Schlichtheit des Christentums gebeugt. Auch das neueste Werk Dehmels, der Roman „Zwei Menschen", bietet dies Schauspiel. Dort sagt das Weib mit bezug auf die biblischen Erzählungen zum Manne:

Ich denk nicht nach um die Legenden,
die unsern Geist vieldeutig blenden,
ich freu mich nur, wie schön sie sind.
„Uns ist geboren heut ein Kind."
„Das klingt nur so durch meine dunkelsten Gründe
— — — — — — — — —
daß ich mich kaum vor Stolz und Wonne fasse — —
— — — — — — — — —"

Darüber hinaus finden sich gerade in diesem Werke mancherlei Umbildungen biblischer Aussprüche, die, ohne mit dem Christentum in Widerspruch zu stehen, über dieses hinausgehen:

„So ihr das Himmelreich nicht in euch tragt,
Könnt ihr nicht wie die Kindlein werden."

Und das gläubige Vertrauen zu der Güte der Vorsehung — oder Gottes — ist so stark in dem Dichter, daß er sagen kann:

Ich bin so gotteins mit der Welt,
daß nicht ein Sperling wider meinen Willen
vom Dache fällt.

Man muß diese Verse recht begreifen: Alles, was geschieht, ist ihm so sehr gottgewolltes Schicksal, daß er's nicht als gegen seinen Willen geschehen betrachtet. Bei Jesus ist der Gedanken ja so: Gott hat alle Geschicke so in der Hand, daß kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fällt. Dehmel fühlt so: Was geschieht, muß kommen, — alles! Und weil er das ganz begriffen hat, geschieht nie mehr etwas gegen seinen Willen.

Es fällt mir nicht ein, diese „Gottlosen" zu Christen stempeln zu wollen. Es lag mir nur daran, zu zeigen, daß sie nicht so gottlos sind, als ihr Ruf es glauben macht.

Karl Röttger.

Jesus auf der Bühne.

„Also auch das noch, in eurem heidnischen Bremen; ihr gebt uns schwer zu tragen", so etwa hat mir neulich ein süddeutscher Freund halb im Scherz und halb im Ernst gesagt. Jesus, Drama in vier Aufzügen von Ernst Baars, ist wirklich kurz nach Ostern zweimal hier aufgeführt worden, und zwar beide Male vor einem gutbesetzten Hause, und es hat einen starken Eindruck hinterlassen. Es werden sich viele zurückgehalten haben, auch von den Liberalen, welche die Gestalt des Heilandes nicht auf der Bühne sehen wollten. Aber die nun gekommen waren, haben doch eine Erfahrung gemacht, die ihnen wertvoll war, nämlich, daß auch von dieser Stelle aus der Jesus der Evangelien mit seinen Worten, Taten und Leiden die Menschen ergriff. Die sozialdemokratische Bürgerzeitung, die einen würdigen Bericht von der Vorstellung gab, führte aus, daß dieser Jesus auch den Modernen in vielen Reden noch ganz modern vorkomme. So etwa. Wie natürlich, hat dieser hohe Gegenstand dem Theologen noch ein stärkeres Interesse erweckt, und ich will das hier ausführen.

Ohne Zweifel hat E. Baars ein dramatisches Talent gezeigt, besonders die beiden ersten Aufzüge, die in Kapernaum und am See von Genezareth spielen und Volksszenen, Kämpfe mit den Schriftgelehrten, Ringen mit dem versucherischen Judas enthalten, haben das deutlich bewiesen; mir hat selbst das Auftreten der Mutter und Brüder Jesu, das manche zu rührselig fanden, nicht mißfallen, und Maria Magdalena, eine Hauptperson dieses Stückes, welche Baars als treueste, verständnisvolle, hingebende Jüngerin zeigt, hat wirklich den Einfluß Jesu auf ringende Menschenseelen zur klaren Anschauung gebracht. Das Drama hat meines Erachtens aber auch gezeigt, daß der Theologe Baars, der kritisch geschulte, noch zu wenig frei der evangelischen Überlieferung gegenübergestanden hat und nichts aufnahm, wofür er nicht in den Evangelien wenigstens eine Anknüpfung fand. Er faßt Jesum durchaus als Menschen, zwar als einen religiösen, aber auch schwankenden und irrenden Helden, während wir von Jugend auf das Bild Christi in der übermalten und verklärten Gestalt sehen, die ihm die zweite und dritte Generation bewundernder, wundergläubiger Jünger gab, und an diesem Bilde gemessen, schien es uns doch nicht recht glaublich, wie dieser natürliche, gütige, auch tapfere Mensch der Stifter einer neuen Religion werden konnte. Oder es ist uns das Neue und Große, das er brachte, so in Fleisch und Blut übergegangen, daß uns der

Maßstab verrückt ist und wir nicht mehr nachfühlen können, wie stark er auf seine galiläischen Zeitgenossen gewirkt haben muß. Es ist mir von Freunden, die Frenssens Heilandsbild gelesen haben, gesagt worden, von Laien: Der nicht über die anderen höher hinaus ragte, als dieser, sollte der wirklich einst Tausende um sich geschart und so viele auf immer bei sich festgehalten haben? Das habe ich auch manchmal von dem Jesus dieses Dramas gedacht. Man kann fragen, wie es ja auch im Bulthaupt-Rubinsteinschen Christus geschehen ist, ob Baars Jesum nicht — das muß dem Dichter erlaubt sein — als mit übermenschlichen, wunderbaren Kräften begabt durch eine Wundertat, etwa ein Heilwunder, hätte ausweisen sollen, wovon Baars nur das Volk erzählen läßt? Ich muß allerdings gleich hinzufügen, daß das Wunder der Brotvermehrung bei Bulthaupt-Rubinstein fast komisch gewirkt hat. Sein theologisches Gewissen hinderte Baars daran, so etwas zu versuchen. Ergreifend, erschütternd hat in manchen Szenen der Judas gewirkt, der vorzüglich dargestellt wurde. Dieser Judas nimmt eine solche Stelle im Drama ein, daß manche den Eindruck hatten: er ist die Hauptperson, und das Stück hätte besser „Judas" heißen sollen. Der Jesus des Dramas war mir manchmal zu weich. Das kommt daher, daß jeder sein Christusbild in der Seele trägt, besonders der Theologe, und daran den dargestellten Jesum maß.

Der dritte und vierte Aufzug, Jesus in Jerusalem und Gethsemane, enthalten auch wieder wirklich hochdramatische Auftritte, aber sie schienen mir doch in ihrer Wirkung nicht ganz an die beiden ersten heranzureichen, und wenn Baars Maria Magdalena und Eleasar, den aufrichtigen, ringenden Schriftgelehrten, der zum Freunde Jesu wurde, auch für diese Szenen zu erfinden wagte und in die Handlung eingreifen ließ, warum hat er nicht noch Größeres gewagt und von seiner Vorlage sich noch weiter entfernt? Es sind hier, wie auch schon an früherem Orte, der Dialogen zu viele und nicht genug Handlung. Die Erfindungskraft reichte hier noch nicht aus, um einen großen Kampf und eine große Entscheidung herauszubringen, wobei man freilich immer hinzufügen muß, daß Baars sich gleich an das größte Thema der Weltgeschichte herangewagt hatte, und kritisieren leichter ist, als besser machen. Auch verstehe ich zu wenig von diesen Dingen, als daß ich mir ein richtunggebendes Urteil zutrauen dürfte. Baars läßt Jesum schuldig werden, indem er sich, wenn auch nur einen Augenblick, unter dem Jubel des Volkes in dem Zuruf: „Messias", dem Gedanken hingab, der Messias des Volkes zu sein. Er kommt, als die Feurigsten rufen: „zu den Waffen", zur Besinnung und bittet ab: Nicht so war's gemeint. — Nein, nicht Gewalt. Nicht der Messias! Fast als ein gebrochener Mann steht er vor uns. Baars selbst will ihn so gespielt haben: Er wankt, die Hände sinken an seinem Körper nieder, der Kopf fällt auf die Brust.

Also wegen dieses Irrtums soll Jesus sterben? Hier erheben sich die schwersten Bedenken. Baars sucht an einer späteren Stelle das Erschrecken Jesu vor seiner Tat und ihren Folgen auszumalen und diesen Wandel Jesu begreiflich zu machen; aber diesen Umfall wirklich begreiflich zu machen, ist ihm doch nicht ganz gelungen. Jesus dürfte nicht für diesen Irrtum sterben. Er erleidet den Tod zu sehr, als daß er ihn wagt! Dazu, zu dem freiwilligen Todesopfer, wird Jesus zu sehr gezwungen; er ergiebt sich darein, und er kommt über Leid und Tod nur seelisch hinweg, indem er auf die kommende Zeit hinweist, wo sein Volk nicht den Messias erwartet, der mit dem Schwerte sich den Weg zur Herrschaft bahnt, sondern den Messias, der die Menschen hinführt zum Vater. Das ist dichterisch wieder zu blaß und schwach. Es ist also hier ein Zwiespalt in Jesus, der vielleicht historisch in ihm war, aber hier drückt auf Baars eben wieder die wirkliche oder vermeintliche Erkenntnis der neueren kritischen Theologie.

Den Kreuzestod Jesu sehen wir natürlich nicht auf der Bühne, nur den erschütternden Tod des Judas, und versöhnend, doch einen Sieg verheißend ist nur das aus den Auferstehungsgeschichten vorweg genommene Abschiedswort an Maria: Eile mit ihnen (den Jüngern) nach Galiläa zurück, dort wartet mein! Maria (in freudiger Bewegung): So kommst du wieder zu uns? Jesus (bedeutungsvoll): Nicht wie du meinst, aber ich komme!

Ich glaube dem Freunde am besten zu dienen, wenn ich ihm sage, woran es mir noch zu fehlen schien, daß sein Jesus bis zu Ende einen glaubhaften Eindruck machte und eine geschlossene dramatische Wirkung hinterließ. Aber Baars hat gezeigt, daß er etwas kann und weist vielleicht durch seine Dichtung einem Größeren den Weg. Entweiht hat er die heilige Geschichte nicht, wie ihm vorgeworfen ist, und wir rufen ihm zu: Frisch auf zu weiterem Schaffen!

O. Beeck.

Aus Kindermund.

Wir saßen beim Frühstück in schattiger Laube. Die weiche Sommerluft umflutete uns, durstig sogen die Sonnenstrahlen die buntschillernden Tautropfen auf, ein Falter gaukelte vorbei, in den Linden sang ein froher Vogelchor und von der Wiese dufteten die Blumen herüber. Die lieblichste der Blumen war aber die dreijährige kleine Elisabet, die in ihrem hellen Sommerkleid von der Großmama zu den Tanten und von diesen wieder zu der Großmama sprang, während das Mündchen viel Wichtiges zu berichten hatte. Da ertönte plötzlich die schrille Glocke der nahen kleinen katholischen Kapelle. „Horch!" sagte da eine der Tanten: „Es läutet! nun geht Franz in seine Kirche." Franz, das alte Hausfaktotum, der ein eifriger Katholik war und ganz dem heiligen Joseph auf alten Bildern glich, war der Kleinen großer Freund. Erst unlängst hatte er ihr einen Sandhaufen zum Spielen vor dem Hause aufgeschüttet und damit ihre ganze Gunst erworben. Jetzt schaut die Kleine lauschend empor. „Was tut er dort?" frägt der rosige Kindermund. „Beten", lautet die Antwort. Sie macht ein nachdenkliches Gesicht und legt den Kopf mit den zarten, etwas blassen Farben und den goldenen Ringellocken um Stirn und Nacken auf die Seite. „Beten? das kann er doch hier im Gartenhäusle auch!"

O Weisheit aus Kindermund, wie oft hallst du mir seitdem im Herzen nach! Nicht nur die Katholiken könnten sich das Wort merken, sondern auch wir Protestanten. Beten kann man überall, wo Gott ist, — und er ist überall. Beten, nicht bloß mit gefalteten Händen und besonderem, feierlichem Kirchengesicht, sondern wie es einem gerade ums Herz ist, froh, frei und mit guten, heiligen, liebevollen Gedanken. Ein Kind, das seinen Vater liebt, wartet nicht erst lange auf den Sonntag, auf eine bestimmte Morgen- oder Abendandacht. Es betet, wo es gerade geht und steht, auch ohne Worte. Wenn die Schönheit der Natur seine Seele ergreift, wenn es die Liebe mit mächtigem Zauber beseligt, wenn Glück sein Herz mit Dank erfüllt oder Leid und Weh es nach Hülfe schreien lehrt, — dann ist die Zeit zum Beten da. Ein leiblicher Vater will auch nicht bloß den Morgen- und Abendgruß seines Kindes hören. Nein, er will das ganze Kind, sein ganzes Herz, seine stete Gegenwart, er will dessen Thränen trocknen und seine Freude teilen. Und der himmlische Vater sollte uns weniger lieben?

Ich glaube, daß er von uns erwartet, daß wir ihm allmählich so vertrauen, ihn so ausschließlich lieben lernen, daß uns nirgends mehr so wohl ist, als bei ihm, in seiner Nähe, und daß nach und nach unser ganzes Leben zu einem einzigen, tiefen, unwillkürlichen Herzensgebet wird.

Sophie von Adelung.

Vom Büchertisch.

Haurè, Johannes, Dr. theol. Tröstet mein Volk. Verlag der Buchdruckerei Davos A. G. 1906.

Der Verfasser, welcher diese Sammlung von Predigten der Fakultät zu Basel zum Dank für die ihm verliehene Würde eines Doktors der

Theologie gewidmet hat, ist schon seit Jahren Pfarrer an der evangelischen Kurgemeinde in Davos. Er schreibt unter anderem in seinem Vorwort: „Trost ist oft besser als Hülfe, aber Trösten ist keine leichte Sache. Wir werden nur dann Erfolg haben, wenn wir den Bekümmerten zum Glauben an den Gott und Vater Jesu Christi helfen können, der auch ihr Vater ist". Und so läßt er denn Jesus und sein Evangelium hineinleuchten in alle dunklen Nöte und oft so qualvollen Rätsel des Lebens und zeigt, wie man an der Hand Jesu einen Standpunkt gewinnen kann, auf dem man innerlich auch ein Herr über alle feindlichen Gewalten wird, ja das äußere Übel sich in inneren Segen verwandeln kann. „So wissen wir nun, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen", diese dem Herrn und seinen Aposteln eigentümliche Glaubensüberzeugung ist auch die leuchtende Seele dieser Predigten, die nicht nur Kranken sondern auch Gesunden zum wahren Leben und zu jenem Frieden zu verhelfen vermögen, „welcher höher ist, denn alle Vernunft" und welchen die Welt nicht geben kann, da er aus der Gemeinschaft mit Gott, dem Vater Jesu Christi, der auch unser Vater ist, quillt. Ein Christentum von edler Innerlichkeit wird uns dargeboten in edler Form. A. K.

Manchot, Carl D. Zum Gedächtnis unserer Verstorbenen. Predigt am 26. November 1905. Hamburg. Boysen. III. Aufl. 30 ₰.

Diese auf Verlangen in Druck gegebene Predigt, deren Reinertrag zur Pflege armer Kinder bestimmt ist, ist gehalten worden am Totenfest 1905 auf Grund des Schriftwortes Matth. 8, 21, 22. In ihrer geistvollen und praktischen, Herz und Gemüt ansprechenden Auslegung dieses Schriftwortes, das wie so manches andere Jesuswort den Stempel der Unerfindbarkeit trägt, ist die Predigt, die sich gegen eine Veräußerlichung der Trauer richtet und die Lebenswirkung wahrer Trauer („Folge du mir. Gehe hin und verkündige das Reich Gottes") zeigt, weitere Verbreitung wert. A. K.

O. Henke. Freimaurerei und Dogma. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage: Ob christliche oder ob humanitäre Freimaurerei. Leipzig, Max Hesses Verlag. 135 S.

O. Henke. Aus der Werkstatt der Freimaurerei. Berlin, Verlag von Franz Wunder. 272 S. Geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Das sind zwei ganz hervorragende Veröffentlichungen aus Logenkreisen, ganz aus dem Sinn und Geiste des freien Christentums. Die erste Schrift ist gegen solche Logenbrüder gerichtet, welche eine Art christlichen Dogmas in die Loge einführen wollen. Davor suchte Henke seine Loge zu bewahren, indem er diese Reden hielt als Obermeister im Innern Orient zu Bremen. Er faßte aber seine Aufgabe weiter und steckte sich das Ziel, seine Brüder innerhalb der Loge und seine suchenden Brüder, die noch außerhalb der Loge stünden, über Wesen und Bedeutung des Dogmas, Veränderlichkeit der Dogmen, Beweisbarkeit der theologischen Dogmen zu belehren. Er hielt weitere Vorträge über die Erkenntnisquelle der religiösen Wahrheit, den Mißbrauch des theologischen Dogmas im Protestantismus, Papismus und in der Freimaurerei, die alle hier veröffentlicht sind. Der Verfasser, seines Zeichens Gymnasialdirektor in Bremen, hat auch ein umfassendes theologisches Wissen; die Reden sind ausgezeichnet durch Klarheit und Tiefe, und der Rezensent, kein Mitglied der Loge, hat sie mit voller Zustimmung gelesen und daraus reiche Belehrung geschöpft. Sie sind auch von tiefer Religiosität getragen und zeugen alle für ein undogmatisches Christentum, für das auch die Mitglieder des Protestantenvereins kämpfen. Wir haben für unsere Sache in Henke einen mit aller Wissenschaft gerüsteten Bundesgenossen.

Das andere Buch: Aus der Werkstatt der Freimaurerei, zeigt uns Henke als einen reformerisch gesinnten Führer der Loge, der aller unnötigen Geheimnistuerei abhold ist und auch die freimaurerischen Symbole offen bespricht. Es sind Reden, die gehalten sind bei Aufnahme von Brüdern, bei Schwesternfesten, in Arbeits- und Festlogen. Sie betreffen das Geheimnis der Freimaurerei, maurerische Symbole, die der Verfasser tiefsinnig zu deuten weiß. Auch Themata sind darunter, welche allgemeines Interesse erregen: Giordano Bruno, Vom Pessimismus, Poesie der Aufklärung, Was ist Freimaurerei? Noch andere Reden wieder handeln vom guten, alten Recht der Humanitätsmaurerei, vom Gebet, von den Mysterien von Eleusis, wobei der Verfasser die schärfste Kritik an dem Betriebe mancher Logen übt. Überall erweist sich Henke als ein sicherer Führer. Nach Lektüre dieser beiden Bücher muß ich anerkennen, daß in den Logen eine Arbeit geleistet wird, die heilsam und notwendig ist. Ich habe im Verkehre mit bremischen Logenbrüdern stets religiösen Sinn und bei sehr vielen auch kirchliches Interesse gefunden. Diese Reden lassen auch erraten, warum so viele gebildete, freigesinnte religiöse Männer lieber in die Loge gehen, als in die Kirche. Beide Schriften können unseren Lesern warm empfohlen werden. O. V.

Dr. Wetzel. Grundlinien der Versöhnungslehre. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, G. Strübigs Verlag, 1906. 51 Seiten. 1 ℳ.

Der Verfasser schreibt S. 24: „Die Unhaltbarkeit oder doch Mangelhaftigkeit der kirchlichen Versöhnungslehre ist nun freilich in so weiten Kreisen anerkannt, daß es überflüssig erscheinen könnte, darüber noch viel zu sagen." Wenn wir auch nach eigenen Erfahrungen hinter dies Wort ein Fragezeichen setzen möchten, so ist doch auch dies Büchlein entschieden ein Sympton dafür, daß die orthodoxe Versöhnungslehre, wonach der über die Sünde zornige Gott erst durch Christi Leiden und Sterben versöhnt wird, auch in orthodoxen Kreisen stetig an Anhängern verliert. Darin liegt die eigentliche Bedeutung des Buches, nicht in dem, was es positiv ausführt. Ich glaube, der Verfasser setzt sich mit

seiner Auffassung, die die Umstimmung Gottes durch Christus retten will, sie aber geschehen läßt durch das fürbittende Eintreten des erhöhten Christus, nur zwischen zwei Stühle. Die Altgläubigen wird er kaum bekehren, da ihre Lehre einfacher und massiver ist, und uns moderne Theologen erst recht nicht. Seine Ausführungen, besonders seine biblischen Begründungen, die oft recht gesucht und gequält erscheinen, beweisen nur die Unmöglichkeit seiner Anschauung. Im übrigen gehört der Verfasser durchaus zu der orthodoxen Richtung. Von einer geschichtlichen Auffassung der heiligen Schrift ist bei ihm keine Spur zu finden. Die Bibel enthält für ihn die Beweisstellen zur Dogmatik, und sie wird ganz gleichmäßig herangezogen; mögen es Jesus, Paulus, Johannes, Petrus oder selbst die alttestamentlichen Schriftsteller sein, alle gelten gleich viel. Anerkannt soll noch werden, daß der Ton, auch bei der Polemik gegen moderne Anschauungen, ein würdiger ist. So viel steht aber fest: auch Dr. Wetzel gegenüber wird die moderne, auf Paulus fußende Versöhnungslehre, wobei der Mensch, nicht Gott das Objekt der Versöhnung ist, ihr gutes Recht behalten.

Brandenburg a. H. Koch.

Die Entstehung des Alten Testaments, von Lic. Dr. W. Staerk (Sammlung Göschen). G. J. Göschen, Leipzig. 170 S. 80 ₰.

Es sei dem Nicht-Fachmanne gestattet, dieses Büchlein anzuzeigen; vielleicht ist er für die ebenso gestellten Leser sogar geschickter dazu, als der Zunftgenosse des Verfassers. Denn es kann ihn nicht stören, wenn etwa die eine oder andere Schrift einige Jahre oder Jahrzehnte zu früh oder zu spät angesetzt sein oder diese oder jene Verse bei einem Propheten nicht als Einschiebsel erkannt wären. Das sind gewiß, wenn es sich einmal um Einzelforschung handelt, ernst zu nehmende Sachen, uns aber brauchen sie nicht zu kümmern, wenn wir doch durch den Verfasser so leicht und klar auch in die verwickeltsten Entstehungsverhältnisse der alttestamentlichen Literatur eingeführt werden, wie es hier geschieht. Das ist doch die Hauptsache, daß man zunächst einen bestimmten und unwiderleglichen Eindruck davon bekommt, wie dieses Schrifttum ein wirkliches geschichtliches und zugleich höchst bedeutungsvolles Produkt des alt-israelitischen und später jüdischen religiösen Volksgeistes ist, und dann auch einen Ein- und Überblick in und über diese literarisch-religiöse Geschichte. Ganz besonders scheint mir das dem Verfasser bei der Darstellung des ersten Teiles unseres Alten Testamentes 1. Mos. 1 bis 2. Könige 25 gelungen zu sein, den er das große Geschichtsbuch nennt. Der Gang vom vollendeten Werke, in der Zeit des Exils, rückwärts zu den Quellen hinauf, bis zu den ältesten schriftlichen in der nationalen Höhezeit, der ersten Königshälfte, und darüber hinaus in die Entstehung und Gestaltung der mündlichen Überlieferung erscheint mir vortrefflich geeignet zur Erhellung der Dinge. Es sei nur dies hervorgehoben. Der Behandlung der prophetischen Literatur und der späteren jüdischen soll damit nichts abgebrochen sein. Es wird hierfür hingewiesen auf die lichtvolle Darstellung unseres Jesaia-Buches als eine Sammlung von über sieben Jahrhunderte sich erstreckenden literarischen Produkten, geradezu eine „kleine Bibliothek prophetischer Schriften"; und ferner auf die Herausstellung der spezifisch „messianischen" Zukunftshoffnung als Produkt des nachexilischen Judentums. Auch der Schilderung des Psalters sei gedacht. Erfreulich ist übrigens für den Liebhaber der Religionsphilosophie, daß der Verfasser immer von der israelitischen Religion als Heilsreligion spricht und nicht den engeren Begriff der Erlösungsreligion anwendet. M. F.

Luthers Werke. Herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald, Professor Dr. Kawerau, Prof. D. Julius Köstlin, Professor D. Rade u. a.

Ergänzungsband I. Wider die himml. Propheten von den Bildern und Sakrament 1524/25, Martin Luthers Urteil über die Mönchsgelübde 1522.

Ergänzungsband II. Anmerkungen und Erläuterungen zu den „Mönchsgelübden" und „Vom verknechteten Willen". Herausgegeben von Lic. Otto Scheel. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1905.

Diese Luther-Schriften sind mit Recht nicht in die eigentliche Volksausgabe aufgenommen, denn sie sind nicht volkstümlich, sondern kirchlich und theologisch, namentlich die vom unfreien Willen, das strengste wissenschaftliche Werk Luthers. Das ist ja auch schon daraus ersichtlich, daß die Anmerkungen überaus zahlreich und reichhaltig sein mußten. Die zu I a enthalten übrigens eine fortlaufende Polemik gegen Denifles Lutherschmähungen. Für den Geistlichen aber wird gerade durch die Hinzufügung dieser so besonders wichtigen Stücke die Ausgabe erst recht wertvoll. Das Studium von I a ist in unserer Zeit voll allerwege drohender oder schon waltender Möncherei aufs höchste zu empfehlen zur Sicherung in Klarheit und Wahrheit des evangelischen Ideals. Und auch die Schrift wider die himmlischen Propheten hat ihre Bedeutung für die Gegenwart. So gewiß Luther in religiöser und sittlicher Vernünftigkeit den Schwärmern unbedingt überlegen ist, wie er gerade hier auch in der herrlichen Selbstgewißheit, sowie Schlichtheit seines Glaubens uns vor Augen steht, vor der die wilde Verworrenheit und der Schwulst der Gegner gerichtet sind, dennoch haben Karlstadt und Genossen, trotz der eigenen Unfreiheit unter dem Bibelbuchstaben und der mönchischen Disziplin des neuen Laientums in Nachbar Andres Bauernkittel, ein gewisses Spüren für das, was bei Luther und seiner freien Glaubensgewißheit noch mittelalterliches Begehr nach äußerer göttlicher Objektivität in Schrift und Sakrament war, was in der sonst trefflichen Einführung des Herausgebers unseres Erachtens nicht deutlich genug heraus tritt. M. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 22.

Berlin
Bremen.

2. Juni 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Evangelisch-sozialer Kongreß. — Die Berliner Stadtmission. — Der Austritt aus der Landeskirche. II. — Umschau. — Nachrichten. — Anzeigen.

Evangelisch-sozialer Kongreß zu Jena (Volkshaus), vom 5. bis 7. Juni 1906.

Dienstag den 5. Juni, nachmittags 5 Uhr: Sitzung des weiteren Ausschusses. Abends 8 Uhr: öffentliche Volksversammlung

Mittwoch den 6. Juni, vormittags 9 Uhr: Begrüßungsansprache des Vorsitzenden Professor D. Harnack. Begrüßungen. Erstes Referat von Pfarrer Dr. Rittelmeyer-Nürnberg: „Der Jenseitsglaube und die soziale Arbeit". Nachmittags 4 Uhr: Privatdozent Dr. Bernhard Harms-Tübingen: „Der Maximalarbeitstag". Abends: Spaziergang in die Berge oder gemütliches Beisammensein.

Donnerstag, den 7. Juni, vormittags 9 Uhr: Jahresbericht. Drittes Referat: Fräulein Dr. Gertrud Bäumer und D. Fr. Naumann: „Die sozialen Forderungen der Frauenbewegung im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Lage der Frau". Nachmittags 3 Uhr: Geheimrat Professor Dr. Pierstorff-Jena: „Das Zeißwerk und seine Bedeutung." Darauf Besichtigung des Zeißwerks.

Mitglieder des Kongresses haben freien Eintritt. Für Nichtmitglieder kosten Karten für alle Verhandlungen 2 ℳ, für einen Tag 1 ℳ, für einen Vortrag 0,50 ℳ.

Nähere Auskunft erteilen: Pfarrer Lic. Schneemelcher, Rummelsburg b. Berlin, Waisenhaus, und Professor Lic. Dr. Weinel, Jena.

Die Berliner Stadtmission.

Welchen Zwecken dient eigentlich die Berliner Stadtmission? Stöcker hat selber das Wesen seiner Stadtmission so definiert: „Die organisierte Berufstätigkeit von männlichen Laien zur Hülfe der Seelsorge fürs geistliche Amt und, wo's nötig und möglich ist, auch zur Darbietung des göttlichen Wortes."

In dem Informationskursus für innere Mission des Jahres 1895 hat Stöcker nach der Aufzeichnung des Pastor Menzel (Breslau) zu dieser Definition folgende Erläuterungen gegeben: Jeden Freitag hält die Stadtmission eine allgemeine Konferenz, dazwischen Spezialkonferenzen. Hier tauschen sie ihre Erlebnisse aus. Die Arbeit der Stadtmission erstreckt sich auf folgende Gebiete: Die Grundlage aller Arbeit ist der Besuch. Zwei Arten treten hier auf. Entweder der Missionar bekommt Anlaß dazu (Trauung, Taufe, Armenunterstützung, Konfirmation). Oder „Missionsbesuch", „freie Besuche", „aufs Geratewohl". Jährlich erfolgen 70—80 000 Besuche. — Der geistlichen Fürsorge dienen Bibelstunden und Schriftenverteilung. 70 000 Sonntagsfreunde, 120 000 Predigten werden wöchentlich verteilt. Die neueste Schöpfung der Stadtmission ist die Kurrende. Ein Knabenchor trägt die religiösen Töne hinein bis in die ärmsten Stadtteile Berlins.

Endlich widmet sich die Stadtmission auch direkt praktischer Arbeit, wie Anleitung zur Erziehung, Kampf gegen Prostitution und dergl.

150 000 Mark ist jährlich für die Arbeit der Stadtmission nötig. Sie fließen in Berlin wesentlich aus dem Westen und aus Volkskreisen zu. Besonders aber kommen sie aus der Provinz.

Nun wollen wir unsere Bemerkungen dazu machen:

1. Stöcker ist Politiker, Stifter der christlich-sozialen Partei. Wenn nun die Stadtmission nicht direkt politische Arbeit verrichtet, so ist sie doch aufs innigste mit der christlich-sozialen Partei verquickt, empfiehlt die christlich-sozialen Organe, das „Reich" und die neuerdings aufgekaufte antisemitische „Staatsbürgerzeitung", sucht bei Gelegenheit der Seelsorge Parteigänger der christlich-sozialen Partei zu werben. Es ist der Fluch der politischen Tendenzen, der auf der Arbeit der Stadtmission ruht. Daher der Haß der politisch anders gesinnten Arbeiterschaft, die auch andere kirchliche Arbeit mit dem Argwohn politischer Nebenabsichten betrachtet. Schon dadurch erweist sich die Stadtmission als kirchenzerstörende Macht und gibt den sozialdemokratischen Arbeitern den Trieb zur Agitation des Massenaustritts aus der Landeskirche, in der die Stöckersche politische Seelsorge geduldet wird.

2. Die Berliner Stadtmission ist eine kirchenpolitische Partei. Von Stöcker geht die Befehdung der liberalen Theologen aus. Stöcker hat die künstlich gemachte „Beunruhigung" im Falle Fischer als erster in die Wege geleitet. Und wie das Haupt, so die Glieder. Jeder Stadtmissionar ist in seinem Bezirk der Diener des positiven Parochialvereins, der die kirchenpolitischen Kampfblätter verteilt. So tritt in jeder Gemeinde die Stadtmission nicht als Gehülfe, sondern als Feind des Pfarramts und der Geistlichen auf, wenn diese liberal sind. Es ist der Fluch der Unwahrhaftigkeit, der auf der kirchenpolitischen Parteitätigkeit der Stadtmission ruht.

3. Angenommen, es wäre eine Hülfe der Seelsorge fürs geistliche Amt nötig und neben der kirchlichen Predigt eine besondere Darbietung des göttlichen Wortes nötig, — so dürfte diese Unterstützung nicht von einer unkontrollierbaren und unverantwortlichen Nebenregierung ausgehen. Die Konsistorien und die Gemeindekirchenräte hätten diese Hülfe zu beschaffen. Eine unkontrollierbare und unverantwortliche Nebenregierung ist unwürdig einer Landeskirche, die das Besteuerungsrecht besitzt. Entweder also ist die Arbeit der Stadtmission nötig, dann muß sie von der Kirche übernommen werden. Oder

4. die Arbeit der Stadtmission ist unnötig. Z. B. die Besuche aus Anlaß von Taufen, Trauungen, Armenunterstützung, Konfirmation hat nicht der Stadtmissionar, sondern der Pastor zu machen. Kann er sie wegen Überbürdung nicht alle selbst machen, so muß er aus den Vertretern der Kirchengemeinde oder Gemeindeglieder sich Helfer annehmen. Wo anstatt der Helfer aus der eigenen Gemeinde der Stadtmissionar verwandt wird, hindert seine Arbeit das Werden und Wachsen lebendiger Gemeindeseelsorge.

5. Vielerlei Arbeit wird von der Stadtmission geleistet, die überflüssig und unnütz ist. Wenn z. B. in einer Gemeinde ein blühender Kindergottesdienst von 1000 Besuchern besteht, ist es überflüssig und unnütz, daß der Stadtmissionar einige 20 Kinder extra versorgt.

6. Es ist eine Gewissenspein für die liberalen Theologen, eine Kirchenkollekte für die Berliner Stadtmission abkündigen und wohl gar empfehlen zu müssen. In dieser Kollekte ist eine innere Unwahrheit. Denn die eingehenden Liebesgaben dienen nicht der Liebe, sie werden verwandt von einer politischen und kirchenpolitischen Kampfesorganisation zur Störung des kirchlichen Friedens und unter Umständen zur Herabsetzung eines Geistlichen vor seiner eigenen Gemeinde.

7. Sämtliche Kirchenkollekten für die Berliner Stadtmission sind einzustellen, weil die eingehenden Liebesgaben nicht rein kirchlichen oder christlichen Zwecken dienen. Die Geber, die in Unkenntnis über den politischen und kirchenpolitischen Charakter ihre Gaben darbringen, werden durch die kirchliche Abkündigung verleitet zu der Annahme, als ob sie für die Kirche und christliche Zwecke Opfer brächten.

Im ganzen: Die Kirche sollte die Unterstützung der Stadtmission den politischen und kirchenpolitischen Parteien überlassen, deren Interessen in der Stadtmission Vertretung finden. Sie sollte nicht ein Unternehmen unterstützen, dessen innere Unwahrheit weiten Kreisen aufs genaueste bekannt ist, um dem Ruf nicht Nahrung zu geben zum Austritt aus der Landeskirche. X.

Der Austritt aus der Landeskirche.

II.

Wie der sozialdemokratische Aufruf wirkt.

Aus einer Berliner Gemeinde geht uns folgende Auswahl aus Berichten über Unterredungen mit Austrittslustigen zu.

1) W. K., Schlosser, evangelisch. Schlosser K. sprach sich zuerst sehr erbittert aus über die parteiische Gesetzgebung und Klassenjustiz des heutigen Staates. Auf meine Entgegnung, daß man das doch nicht der Kirche schuld geben könne, erwiderte er: die Kirche habe ihre Pflicht, die Regierenden zur Gerechtigkeit zu mahnen, oft verleugnet. Als ich ihm zugab, daß in dieser Beziehung die Kirche in der Tat ihre Pflicht mehrfach versäumt habe, daß ihre Hauptpflicht aber auch auf ganz anderem Gebiet liege, nämlich in der Verkündigung von Ewigkeitswahrheiten, schien das Eindruck auf ihn zu machen. Ich halte für möglich, daß K. seine Austrittsabsicht nicht ausführt und sehe seiner endgültigen Entscheidung mit Interesse entgegen.

2) K. D., Glaser, evangelisch. Glaser D. erhält von seinem Vater das Zeugnis eines vortrefflichen Sohnes, fleißigen Arbeiters und strebsamen, intelligenten Menschen. Durch seine persönliche Erscheinung bestätigt der noch jugendliche Mann diesen Eindruck. Er erklärt, an der Kirche irre geworden zu sein durch deren parteiische Stellung gegenüber den besitzenden und nichtbesitzenden Klassen. Sie habe kein Wort des Tadels gegenüber dem Eigennutz der Besitzenden, beispielsweise in der Frage der Erbschaftssteuer, der Einkommens- und Vermögenssteuer. Sie nenne die Massen begehrlich und anmaßend, wenn sie für ihre natürlichsten Rechte kämpften. Sie finde aber keine angemessene Bezeichnung, wenn Fürstentöchter ihren Glauben wechselten, wie ein altes Kleid, oder wenn das Verbrechen des Duells von der Obrigkeit in Schutz genommen würde. — In dem allen mußte ich ihm recht geben. — Da ich ihn von der Vernunftwidrigkeit seines Atheismus im Einzelgespräch nicht überzeugen konnte, vermochte ich leider nicht, ihn zum Verbleiben in der Landeskirche aufzufordern. Es ist sehr schade um ihn.

3) K. R., Dreher, evangelisch. Dreher R. hat geglaubt, um der Solidarität mit seinen sozialdemokratischen Genossen willen aus der Kirche austreten zu müssen. Seinen religiösen Anschauungen entspräche der Austritt nicht. — Als ich ihm bemerkte, daß er als Arbeiter Sozialdemokrat, aber zugleich auch Mitglied der Landeskirche bleiben könnte, versprach er, seinen Austritt nicht zu vollziehen.

4) F. L., Einkassierer, evangelisch. L. macht den Eindruck eines sehr ernsten, sympathischen Mannes. Er gibt als Grund für seinen Austritt aus der Kirche die Ohnmacht derselben an gegenüber den sozialen Ungerechtigkeiten unserer heutigen Zustände. Nicht einmal eine wirkliche allgemeine Sonntagsruhe, wie sie den biblischen Geboten entspräche, vermöge die Kirche durchzusetzen, geschweige denn einen Normalarbeitstag, der schon deshalb von Nöten wäre, damit die Menschen wieder, wie in Christi Tagen, Zeit und Kraft behielten, über höhere Dinge nachzudenken. Trotzdem ich ihm bemerkte, daß die Kirche durch den Austritt solcher Elemente, wie er, immer ohnmächtiger würde gegen die Schäden der Zeit, beharrte er bei seinem Entschluß.

5) O. H., Handlungsgehülfe, evangelisch. Nach dreimaligem, vergeblichem Versuch, Herrn H. anzutreffen, unternahm ich es, mich brieflich mit ihm in Verbindung zu setzen. Er lehnte es aber ab, da ein Verständigungsversuch zwischen einem Pastor und ihm aussichtslos wäre; im übrigen sei er sich bewußt, stets nach dem Grundsatz „Tue recht!“ gehandelt zu haben. — Vorzeiten haben sich doch „Schriftgelehrte“ und „Pharisäer“ recht gut verstanden.

6) R. R., Zigarrenfabrik., evangelisch. R. erklärt es für unrecht, daß die staatlich anerkannten Kirchen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse Staatsunterstützung annehmen, statt die Gläubigen allein die Mittel zur Deckung ihrer Ausgaben aufbringen zu lassen. Da R. persönlich glaubenslos zu sein erklärt, so endet die Unterredung erfolglos.

7) R. P., Maschinenbauer, evangelisch. P. behauptet, die Pastoren befolgten in ihrem praktischen Verhalten nicht die Lehren, die sie predigten. Da P. persönlich glaubenslos zu sein erklärt und in der Tat keinerlei religiöses Interesse bekundet, so endet die Unterredung erfolglos.

8) F. G., Tischler, evangelisch. G. erklärt zunächst sehr cynisch, wegen der für ihn etwa 4 Mk. pro Jahr betragenden Kirchensteuer austreten zu wollen. Als ich es eine Charakterlosigkeit nannte, aus Ersparnisgründen eine Sache zu verlassen, deren innere Berechtigung und segensreichen Einfluß auf das Gesamtwahl er vielleicht gar nicht bestreiten könnte, gab er zu, dies allerdings nicht zu können, weil seine Arbeit ihm bis heute noch nicht Zeit gelassen habe, über so prinzipielle Dinge nachzudenken. Nunmehr wolle er aus Erbitterung über solche Zeit- und Arbeitszustände aus der Kirche austreten. Dagegen war nichts mehr zu sagen.

Umschau.

Der protestantisch getaufte **Freiherr v. Cramer Klett** hat in der bayerischen Kammer der Reichsräte gesagt: „Die katholischen Orden der abendländischen Kirche sind die Elite des Christentums“, und auf eine Entgegnung des Oberkonsistorialrat Schneider hat er geäußert: „daß es nach seiner Überzeugung in der protestantischen Kirche anders stände, wenn sie Orden hätte“. Ultra posse nemo obligatur. — In der 2. Lesung des **Toleranzantrages** sind zunächst die ersten vier Paragraphen gegen die Stimmen der Konservativen, der Nationalliberalen und der wirtschaftlichen Vereinigung mit Abänderungen durch den Abgeordneten Müller-Meiningen und Dr. David angenommen worden. Die Weiterberatung ist auf den Herbst vertagt. — Der Verband südwestdeutscher **Freidenkervereine** hat dem elsaß-lothringischen Landesausschuß eine Petition überreicht, durch die er eine Regelung des Austritts aus der katholischen Kirche und der jüdischen Gemeinde erlangen will. Bei der Maifeier haben überall die freireligiösen Gemeinden wieder zum Austritt aus der Landeskirche aufgefordert. Der sächsische Parteitag hat einen Antrag auf Agitation zum Austritt wegen der Wahlgesetzgebung im Königreich abgelehnt. Man scheint in immer weiteren Kreisen einzusehen, daß man mit diesem Agitationsmittel fehlgegriffen hat. Wenn nur die Landeskirchen sich damit nicht beruhigen, sondern auf Mittel und Wege sinnen, in die Arbeiterkreise hineinzukommen. Die evangelisch-soziale Vereinigung in Sachsen befürwortet es im Interesse der Kirche, daß die sozialdemokratische Parteileitung niemals von der Behörde daran gehindert wird, durch öffentliche Vorträge

eine Aussprache über religiöse Fragen herbeizuführen. Zum § 166 hat dieselbe Vereinigung folgenden Beschluß gefaßt: Die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung tritt um des Wesens und Ansehens unserer Kirche willen mit Entschiedenheit dafür ein: 1) daß der sogenannte Gotteslästerungsparagraph unseres Strafgesetzbuchs so bald als möglich aufgehoben werde, 2) jedenfalls aber auch schon unter Herrschaft des gegenwärtigen Rechts die Kirche grundsätzlich darauf verzichten möge, seinen Schutz in Anspruch zu nehmen, — beides insbesondere auch im Hinblick darauf, daß, insoweit wirklich ein Bedürfnis nach Strafrechtsschutz besteht, die sonstigen gesetzlichen Bestimmungen ausreichen.

Auch im **Orient** besucht ein Mitglied des preußischen Oberkirchenrates die deutschen evangelischen Gemeinden, um sie enger mit der Heimatskirche zu verbinden. Über die Reise Dr. Keplers wird uns von einem fröhlichen Mißverständnis berichtet. Dr. Kepler wurde, als seine Reise in die Balkanländer bekannt wurde, von dort her mit Bitten angegangen, in verschiedenen Orten zu predigen. Er mußte das ablehnen — weil er Jurist ist. — In dem Zweigverein Göttingen-Grubenhagen-Harz-Honstein des hannoverschen Pfarrervereins wurde über das Thema: **Pfarrer und Tagespresse** verhandelt und die Verhandlung richtete sich gegen die Schaffung von Gemeinde- und Inspektionsblättchen, die viele geistige Arbeit und Geld forderten, ohne sich immer zu verlohnen. Der Pfarrer soll der Tagespresse ein wohlwollendes und tätiges Interesse entgegenbringen. Der Gedanke ist durchaus gesund und protestantisch. Wir kommen demnächst auf die Frage der Gemeindeblätter zurück. Äußerungen zu dem Thema: Kirchenzeitung, Gemeindeblatt, Religiöses Volksblatt und Tageszeitungen sind uns willkommen. —

Um dem **Brautschauen,** für das ein vernünftiger Grund sonst nicht einzusehen ist, wenigstens einen guten Zweck zu geben, haben schon lange Kirchengemeinden für die Armenkasse von den Neugierigen 10 Pf. Steuer erhoben. Das hat nun irgend einer entdeckt und als „Allerneuestes" den Zeitungen mitgeteilt. Vielleicht schafft das nun Nachahmung. —

Der Zentrumsmann Herr Dr. Schädler hatte in der bayerischen Abgeordnetenkammer eine uße rung der „Wartburg", die einen Erzbischof, der über den Verfall des Beichtstuhls geklagt hatte, tröstete, das „Geschäft" werde schon nicht leiden, als Frechheit bezeichnet. Er mußte am 5. Mai bekennen, daß die Äußerung nicht in der „Wartburg" gestanden habe. Blinder Eifer schadet nur! — Der preußische **Oberkirchenratspräsident Dr. Voigts** ist auf Einladung des Verbandes der deutschen evangelischen Kirchengemeinden in Großbritannien und Irland nach London gereist, um an dem dort für den 9. und 10. Mai berufenen ersten Gemeindetage des Verbandes als Vertreter des deutschen evangelischen Kirchenausschusses teilzunehmen. — Die **deutsch-evangelische Traktatgesellschaft,** ein Unternehmen der Orthodoxie, hat 150 000 Mk. Jahreseinnahme bei 9500 Mitgliedern gehabt und hat zwei Millionen Traktate verteilt auf Kirchhöfen, Schiffen, Straßen, in Häusern und Fabriken. — In Schlesien hat sich der **lutherische Verein** (konfessionell) unter dem Vorsitz des Superintendenten Meisner-Tschoplowitz neu konstituiert, gleichzeitig ist eine konfessionelle Gruppe für Schlesien begründet worden. Dieser Provinzialverband hat denselben Vorstand, wie der lutherische Verein und schließt sich der evangelisch-lutherischen Konferenz (August-Konferenz), die alle zwei Jahre in Berlin tagt, an. Das Organ ist die Hengstenbergische Kirchenzeitung. Die kirchenpolitischen Verhältnisse beginnen immer mehr sich zu klären. Wir bereiten nunmehr für den Herbst eine umfassende Darstellung der kirchenpolitischen Lage zunächst in Preußen vor. — Die **Kammerwahlen in Frankreich** haben einen glänzenden Sieg des Blocs gebracht und damit die Hoffnungen derer, die eine neue ära und einen Umsturz der Kirchengesetzgebung der vorigen Kammer wünschten, vernichtet. Wir werden mit höchstem Interesse die Entwicklung des kirchlichen Lebens in Frankreich zu verfolgen haben, wo nun eine staatsfreie Kirche — keine Freikirche eigentlich — arbeiten soll. — Irgendwo in Pommern, wenn wir uns recht besinnen, hat eine Konferenz getagt mit dem Thema: Wie erzieht **die Schule** die Jugend zur Wahrhaftigkeit? Referent: — ein Pfarrer, — Korreferent: — ein Volksschullehrer! Törichter kann man es nicht anfangen, um das unerquickliche Verhältnis zwischen Pfarrern und Lehrern in Permanenz zu erklären, als wenn man so den Pfarrer zum Schulmeister des Lehrers auf seinem eigenen Gebiete macht. — Der **altkatholische Kirchenhistoriker Dr. Friedrich,** ein Freund Dillingers und Mitbegründer der Altkatholischen Gemeinde, feierte am 12. Mai seinen 70. Geburtstag. — Eine **„Kaisereiche",** die bei irgend einem Anlaß gepflanzt wurde und nun einem notwendigen Ausbau der Kirche in Nied hinderlich ist, darf nach der Entscheidung des Wiesbadener Konsistoriums nicht entfernt werden. Uns scheint, da eine Verpflanzung des noch jungen Baumes möglich ist, die ganze Geschichte ungeheuerlich. Noch in anderem Sinne ist Nied interessant, wie ein Zeuge einer besseren Vergangenheit ragt diese Gemeinde in unsere Tage der konfessionellen Verhetzung, mit einer Parität und Toleranz, wie sie das Zentrum, das an jener Verhetzung die Schuld trägt, freilich nicht kennt. Seit 1803, also seit den Zeiten des von der Unwissenheit so gern verlästerten Rationalismus, haben Katholiken und Protestanten bisher eine Kirche benutzt und friedlich nebeneinander den Gottesdienst in einem Raum gehalten. Nun ist die alte Kirche zu eng und der katholische Kirchenvorstand verkaufte seinen Anteil an die Protestanten für 19 200 Mk. Nun bauen die Katholiken eine eigene Kirche, die Evangelischen wollen die alte Kirche um- und ausbauen — wenn es die „Kaisereiche" gestattet. — In **Köln** hat am 8. Mai eine Versammlung „der Bekenner Christi", so nennt sie die „Mörser Zeitung" vom 9. Mai, auf Veranlassung des Landeskirchlichen Ausschusses der Bekenntnisfreunde getagt, bei der Lic. Weber, der noch in Worms beim 1. Synodalentage mit D. Fischer zusammengehen wollte, der Herausgeber der positiven Union, Pastor Dietrich-Berlin, Professor Sachse und Professor Ernst-Bonn, Professor Dr. Schöler-Godesberg, Pastor Riecke-Köln, Pastor Tetzlaff-Solingen Reden hielten. — In Remscheid hat Pfarrer **Jatho-Köln** unter jubelndem Beifall eine Rede für den kirchlichen Liberalismus gehalten. — Die weitere Verhandlung über den **Toleranzantrag** ist für den Herbst vertagt. — Die **Exkaiserin Eugenie** von Frankreich soll auf Veranlassung des Generalvikars der Jesuiten ihr ganzes Vermögen im Werte von 250 Millionen Mark dem Römischen Stuhl vermacht haben. Das Testament ist in den Händen der Jesuiten, — wenn die Geschichte wahr ist. — Oberkonsistorialrat Generalsuperintendent a. D. **Düsterdieck** in Hannover ist im Alter von 84 Jahren gestorben. D. ist allgemein bekannt geworden durch sein mit Uhlhorn zusammen gefälltes Urteil gegen Weingart.

Eine **Glockenkunde** der evangelischen Gemeinden der Rheinprovinz will das königliche Konsistorium herstellen und richtet an alle Pfarrer bezw. die Presbyterien eine Umfrage mit dem Ersuchen, die Antworten bis zum 1. September ds. Js. an die Superintendenten gelangen zu lassen. Es ist angeregt worden, daß sich auf den Kirchenglocken manche sinnige, bemerkenswerte Schrift und mancher für die Gemeindegeschichte und die Volkskunde bedeutsamer Brauch finden wird. Die Umfrage soll umfassen: Was von den früheren, nicht mehr vorhandenen Glocken bekannt ist, und was war ihr Schicksal. Über die vorhandenen Glocken soll angegeben werden: ihr Standort, ihre Beschreibung, ihre Benutzung, Weiter wird gefragt, ob mit den Glocken besondere Ereignisse der Ortsgeschichte verknüpft sind, Sagen, Anekdoten, Aberglauben. Die Umfrage erstreckt sich auch noch auf Feststellungen über die Einrichtungen, die vor dem Glockengeläute dieses ersetzten. In einem Orte z. B. wurde eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes mit einer, noch jetzt in der Kirche aufbewahrten Pistole geschossen. Endlich soll gemeldet werden, ob die Gemeinde ein Recht auf Benutzung ihr nicht gehörender Glocken, z. B. Rathausglocke, hat und ob es zu kirchlichen Versammlungen benützte Gebäude ohne Glocken gibt.

Konsistorialrat D. **Teichmann,** der bisherige Senior der Frankfurter lutherischen Geistlichkeit (geb. 1837 in Hannover), ist am 1. Mai in den Ruhestand getreten. — Zum **Fall Rotermund-Celle** (vgl. Beil. 12) liegt die zweite Entscheidung des Landeskonsistoriums vor, die erste Nichtbestätigung wird wiederholt. In dem Erlaß heißt es u. a.: „Mit dem Ablauf der Frist hat die Kirchenregierung kraft des Gesetzes für diesmal das Recht zur freien Besetzung der vakanten Stelle erhalten. Eine Restitution gegen den Fristablauf ist, wie dies durch Urteil des Oberlandesgerichts zu Celle vom 25. Oktober 1893 festgestellt worden ist, nach dem für die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Hannover geltenden Kirchenrecht nicht zulässig. Es würde sich danach für uns nur etwa um die Frage handeln können, ob wir gegenüber der Fristversäumnis des Patrons, welche wir als eine unverschuldete nicht anzuerkennen vermögen, eine gewisse Konnivenz eintreten lassen und kraft derselben auf die Wünsche und Vorschläge des Magistrats in mehr oder weniger weitgehendem Maße Rücksicht nehmen könnten und wollten. Solches Entgegenkommen zu üben würden wir gern geneigt sein, wenn nicht nach den uns vorliegenden klaren Bezeugungen die Stadtkirchengemeinde in Celle mit Beziehung auf den vorliegenden Besetzungsfall und auf diejenigen Schritte, welche zu seiner Erledigung bisher geschehen sind, in zwei scharf einander gegenüberstehende Parteien sich gespalten hätte. Diese Sachlage macht es uns zur zwingenden Pflicht, keiner Partei Vorschub zu leisten und von dem uns zustehenden Rechte denjenigen Gebrauch zu machen, welchen wir nach selbständigem Ermessen als dem Wohle und dem Frieden der ganzen Gemeinde am besten dienend erkennen. Nachdem neuerdings der Magistrat die rechtliche Anwendbarkeit der im Eingang erwähnten Bestimmung der Lüneburgischen Kirchenordnung auf die Pfarrstellen an der dortigen Stadtkirche bestritten hat, erwächst für uns aus diesem Umstande noch ein weiteres Bedenken, von dem von uns als feststehend erachteten Rechte der Kirchenregierung irgendwie abzugehen. Da der Magistrat in seinen Eingaben die Absicht zu erkennen gegeben hat, seine abweichende Rechtsauffassung im Wege des Prozesses zur Geltung zu bringen, nehmen wir für jetzt noch davon Abstand, mit der Besetzung der zweiten Diakonatstelle unmittelbar vorzugehen. Wir wollen vielmehr vor weiterem der Entschließung des Magistrats binnen sechs Wochen entgegensehen."

Nachrichten.

Universität. Die theologische Fakultät in Jena hat den Hauptpastor Rode von St. Petri zu Hamburg zum Doktor der Theologie hon. c. ernannt.

Von der Schule. Im Großherzogtum Hessen ist verfügt worden, daß Kinder von Dissidenten nicht angehalten werden sollen, Schulgebete gegen ihren oder der Eltern Willen laut vorzubeten. —

Wunderlich, daß zu dieser einfach dem Geschmack, geschweige dem Christentum selbstverständlichen Maßnahme eine „Verfügung" nötig ist. — Im Anschluß an das immer wieder auftauchende Gerücht über Harnacks Aussichten auf die Leitung des **Kultusministeriums** wird eine Teilung dieser Behörde besprochen, so daß alle Bildungsangelegenheiten einem besonderen Unterrichtsministerium überwiesen werden sollen.

Die Altkatholische Bischofswahl in Bonn in der Gymnasiumskirche wird vollzogen von Laienabgeordneten der etwa 80 Gemeinden, die je nach Zahl ihrer großjährigen männlichen Mitglieder 1—5 Synodale zur Wahl entsenden, und von der ganzen Priesterschaft. 52 Priester sind jetzt in der Seelsorge tätig, 6 sind im Ruhestand, 7 an Universitäten, am bischoflichen Seminar oder an Gymnasien tätig, im ganzen gibt es also nach der „Deutschen Zeitung", der wir dies entnehmen, 65 altkatholische Priester. Nach einer Messe und nach Prüfung der Synodalmandate geschieht die geheime Wahl durch Stimmzettel unter Leitung des 2. Vorsitzenden der Synodalrepräsentanz (Justizrat Roland Eilender in Köln). Sie wird so lange fortgesetzt, bis einer der Namen die absolute Mehrheit auf sich vereinigt. Wahlfähig ist jeder Priester vom dreißigsten Jahre an, wenn ihn nicht eine der Regierungen in Preußen, Baden oder Hessen abgelehnt hat.

Berlin. Der „Kirchlich lib. Parochialverein der Zionsgemeinde" veranstaltete letzten Freitag einen gutbesuchten Vortragsabend, bei dem Pastor Steiniger von der Nazarethkirche über „das geschichtliche Verständnis des apostol. Glaubensbekenntnisses" sprach. Mit großem Freimut und überzeugender Klarheit zeigte er, wie wenig dies Bekenntnis seinem angeblichen Zweck entspricht, die großen Hauptgrundsätze des Evangeliums Christi in allgemein verständlicher Fassung zum Ausdruck zu bringen. Eigentlich kann nur der studierte Theologe sich einigermaßen klar machen, in welchem geschichtlich vermittelten Zusammenhang die Evangeliumswahrheiten mit den gehäuften Aussagesätzen des Apostolikums stehen. Für die Laiengemeinde ist es darum zu einem drückenden Glaubensgesetz und vielfach zu einem Anstoß der wirklich lebendigen Gewissen geworden. Letzteres fand seine Bestätigung aus dem Munde zahlreicher Laien, die sich an der lebhaften Debatte beteiligten, sowie auch des mitanwesenden Geistlichen von Zion, Pastor Francke. — Geschäftliche Mitteilungen, darunter Erörterungen über die letzte Stadtsynode, über deren Steuerbeschlüsse und über die Bedeutung der nächsten Kirchenwahlen füllten den Rest des Abends.

Königreich Sachsen. Vom „sächsischen Uebel" würde ein verstorbener Freund wiederum berichtet haben, wenn er gelesen hätte, daß zwei Vorträge in Schmiedeberg bei Dippoldiswalde verboten wurden über die Frage: „Gibt's einen Gott?" und „Die Entstehung des Christentums". Er müßte aber auch nun berichten, daß die Kreishauptmannschaft Dresden dies Verbot aufgehoben hat. — Daß man immer noch meint, den lieben Gott durch Schutzleute sichern zu müssen und daß doch gerade die Orthodoxie so wenig Glauben an ihre eigene geistige und geistliche Macht hat, daß sie immer gern ihres weltlichen Einflusses sich bedient, um ihre Wirksamkeit zu schützen!

Österreich. Eine große Aktion gegen die Freimaurerei, die Los von Rom-Bewegung, die freie Schule und die Ehereformbestrebungen hat der St. Bonifatiusverein in Wien am 26. April veranstaltet. Viel hoher Adel wird vom Fremdenblatt unter den Anwesenden aufgezählt, die Erzherzöge Friedrich, Franz Salvator, Leopold Salvator, Rainer, die Erzherzoginnen Maria Therese, Maria Annunciata, — Blanca und Maria Caroline haben ihr Fehlen entschuldigt. Los von Rom wurde mit Los von Österreich identifiziert, Freimaurerei, Ehereform (Beseitigung des Gesetzes gegen Wiederverheiratung geschiedener katholischer Eheleute), Protestantismus, Freie Schule werden durcheinander geworfen und gegen alles wurde resolviert, mit der Versicherung der Treue zu Papst, Kirche, Kaiser usw. — Immerhin bedeutsam, daß die Römischen in Österreich das für nötig halten.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 27 b.

Infolge des Todes unseres Pastoren **Dr. Kalthoff** ist die **Stelle des zur Zeit einzigen Geistlichen** in unserer Gemeinde sobald als möglich neu zu besetzen.

Bewerber erhalten nähere Mitteilung durch den Unterzeichneten.

Bremen, Mai 1906.

Der verwaltende Bauherr zu St. Martini.
Landgerichts-Direktor **Dr. Kirchhoff.**

Rehfeld's Haarschneidemaschine „Familienfreund"

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet d. Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dies. Maschine Haare schneiden. Preis per Stck. **nur 3.80 Mk.**

(Porto 20 Pf. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risico! Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franko.

Rehfeld & Backe, Solingen,
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private. [658]

Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen.

Von Lic. R. Wielandt.

Heft 5 von: „Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland".

Preis 25 Pf.

Zum Massenvertrieb in Vereinen und Versammlungen geeignet.

50 Exemplare 10 Mk.

Man muß gespannt sein, was die Orthodoxie zu dieser ihren Selbstruhm der „Rechtgläubigkeit" **zerstörenden** Schrift sagt.

Einzeln und in Partien gegen Einsendung des Betrages und Porto zu beziehen durch die **Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenhaide 59.**

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.

Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für

evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), **Baretts** von 5 Mk. an, **Bäffchen** von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.

Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. o o o o **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit
Vortrag,
gehalten im Bremischen Protestantenverein von Landgerichtsrat a. D.
W. Kulemann.
Preis 50 Pfg.
Bremen. Carl Schünemann, Verlag.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.